

Vierteljahreszeitschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



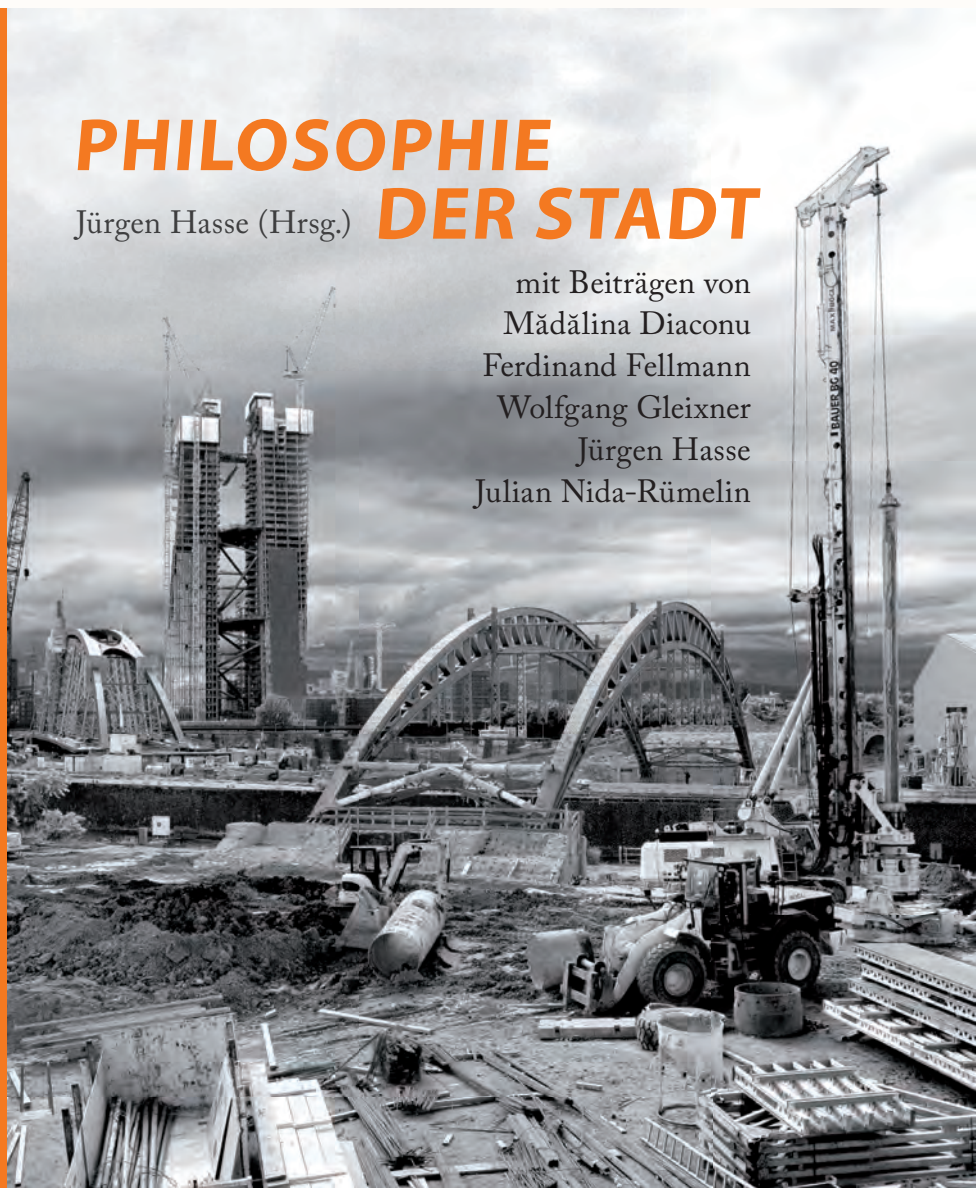
43. Jahrgang
4|2016

Forum Stadt
Verlag

PHILOSOPHIE DER STADT

Jürgen Hasse (Hrsg.)

mit Beiträgen von
Mădălina Diaconu
Ferdinand Fellmann
Wolfgang Gleixner
Jürgen Hasse
Julian Nida-Rümelin





Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.« in
Verbindung mit Harald Bodenschatz, Tilman Harlander, Johann Jessen,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur)

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern,
Ressort Denkmalpflege und Kulturgüterschutz

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Dr. habil. Olaf Schnur, Berlin, vhw Bundesverband
für Wohnen und Stadtentwicklung

Prof. Dr.-Ing. Barbara Schöning, Bauhaus-Universität
Weimar, Fakultät Architektur und Urbanistik

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte

Prof. Dr.-Ing. Christina Simon-Philipp, Hochschule
für Technik Stuttgart, Fakultät Architektur

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt
Postfach 100355
73728 Esslingen
Email: hans.schultheiss@esslingen.de
Website: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte e.V.«

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen
Fax +49 (0) 8581-9605-754
E-mail: info@suedost-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart
E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbe-
dingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2016 Forum Stadt e.V., Esslingen
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

Philosophie der Stadt

Herausgegeben von Jürgen Hasse

Jürgen Hasse

Editorial. Die Stadt denkwürdig machen 323

Abhandlungen

Jürgen Hasse

Philosophie der Stadt..... 329

Julian Nida-Rümelin

Philosophie und Stadt 347

Ferdinand Fellmann

Hauptstadt und Weltstadt.

Gefühlte Räume aus lebensphilosophischer Sicht 361

Wolfgang Gleixner

Konstitution der Lebenswelt Großstadt

Eine phänomenologische Reflexion der Reflexionen 377

Mădălina Diaconu

De caelo urbis. Zur Bedeutung von Klima und Wetter für das Stadtleben 393

Autorinnen / Autoren 408

Debattenbeitrag

Doug Saunders / Jochen Rack

Ankunft gestalten 409

Forum

Hannes Tank

Bausteine für die Stadtentwicklung in Berlin 416

Rainer Bruha

Otto-Borst-Preis für Stadtentwicklung 2016 420

Besprechungen

PETER SCHWARZ, Das tausendjährige Leipzig (<i>Dieter J. Mehlhorn</i>)	424
ENNO BÜNZ (Hrsg.), Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reformation (<i>Dieter J. Mehlhorn</i>)	424
PETER ETTTEL/LUKAS WERTHER (Hrsg.), Zentrale Orte und zentrale Räume des Frühmittelalters in Süddeutschland (<i>Immo Eberl</i>)	427
MARTIN KLUGER, Augsburgs historische Wasserwirtschaft. Der Weg zum UNESCO-Welterbe (<i>Dieter J. Mehlhorn</i>)	424
HARALD STÜHLINGER, Der Wettbewerb zur Wiener Ringstraße. Entstehung, Projekte, Auswirkungen (<i>Florian Hutterer</i>)	431
THOMAS HENGARTNER/ANNA SCHINDLER, Wachstumsschmerzen: Gesellschaftliche Herausforderungen der Stadtentwicklung und ihre Bedeutung für Zürich (<i>Mehmet Aksözen</i>)	433

Umschlag:

Baustelle der EZB in Frankfurt am Main, Juni 2012

Foto: *Jürgen Hasse*

Die Stadt denkwürdig machen

Editorial

Wie und wodurch sich die Stadt als gebauter und sozialer Raum denkwürdig macht, war stets durch die Verhältnisse der Zeit gestimmt. Am Beispiel von zwei Positionen sei das annotiert: erstens der eher pragmatischen Sicht des Mediziners, Psychologen und in den 1920er Jahren aktiven Politikers Willy Hellpach sowie zweitens einem existenzphilosophischen Aufriss von Martin Heidegger zur Findung grundlegend existenzieller Fragen der Konstitution des Menschen in seinen wohnenden Verhältnissen zum Raum.



Im Jahre 1952 schrieb Willy Hellpach, „daß der ‚Wiederaufbau‘ unserer Städte gar kein solcher im wörtlichen Sinne, sondern aus dem Schlimmen das Heilsame machend, eine noch gar nicht abzusehende Neugestaltung dieser in Trümmer gelegten Städte sein werde.“¹ Im Fokus von Hellpach stand die Mentalität des Großstadtmenschen und die Frage, wie die Probleme der Großstadt nach dem Zweiten Weltkrieg gelöst werden können. Zur selben Zeit dachte Martin Heidegger über ein verwandtes Thema nach – die Überwindung der Heimatlosigkeit in den kriegszerstörten Städten. Aber er hatte weniger die sich mit dem *praktischen* Wiederaufbau stellenden Aufgaben vor Augen, die Hellpach bewegten, als die dahinter liegende existenzphilosophische Herausforderung, die Weltverhältnisse der Menschen denkwürdig zu machen. Die zentrale Frage der Zeit verbarg sich für ihn in der Art und Weise, wie die Menschen ihre Beziehungen zu Orten und Räumen aufbauen: „Der Bezug der Menschen zu Orten und durch Orte zu Räumen beruht im Wohnen. Das Verhältnis von Mensch und Raum ist nichts anderes als das wesentlich gedachte Wohnen.“²

1 W. Hellpach, Mensch und Volk der Großstadt, Stuttgart 1952, S. 113.

2 M. Heidegger, Bauen Wohnen Denken (zuerst 1951), in: E. Führl (Hrsg.), Bauen und Wohnen. Martin Heideggers Grundlegung einer Phänomenologie der Architektur Münster 2000, S. 31-49, hier S. 45.

Aus dem Rahmen einer mehrdimensionalen Ethik der Schonung konfrontierte er den *Deutschen Werkbund*, wo er seine Gedanken vortrug, mit der fundamentalen Aufgabe, die Konstitutionsbedingungen der Vergesellschaftung des Menschen *auf Dauer* zu bedenken – und damit in besonderer Weise die Stadt als Lebensform. Denkwürdigkeit stiftete sich für ihn weniger aus *konkreten* Gegebenheiten, als der Dürftigkeit der Zeit, deren Mangel er „im Nichtmehr der entflohenen Götter und im Nochnicht des Kommenden“ sah,³ also in der ganz und gar diesseitigen Angewiesenheit des Menschen auf sich und seine begrenzten Möglichkeiten. Indem uns in dieses Denken verweist, was uns selber angeht,⁴ kommen weniger *detaillierte* Themen – hier der Stadt und ihrer „objektiven“ Probleme – in den Blick, als das, was uns von den herrschenden Verhältnissen unseres Lebens her berührt und zum (problemlösenden) Denken anstiftet.

An diesem Punkt stellen sich nicht pragmatisch vordergründige Fragen der Bauleitplanung, ökologischen Gebäudesanierung oder emissionsreduzierenden Verkehrslenkung. Zu bedenken ist vielmehr, *wie* sich überhaupt Fragen von schicksalhaftem Gewicht finden lassen. Es ist aber nicht Sache der gegenstandsbezogenen, Stadtforschung betreibenden Wissenschaften, das Gewohnte im Denken der Stadt in die Fragwürdigkeit zu treiben und immer wieder von Grund auf *neu* zu bedenken. Welchen Orientierung stiftenden Beitrag könnte die Philosophie in der Bewältigung dieser Aufgabe leisten? Es soll deshalb Aufgabe dieses Heftes sein, das gewohnte Nachdenken über die Stadt zur Disposition zu stellen, um Frag- wie Denkwürdigkeit jenseits der Ränder vertrauter diskursiver Verläufe zu entfalten. Dies kann nicht systematisch geschehen; deshalb bieten die folgenden Beiträge beispielhafte Aufrisse philosophischen Bedenkens der Stadt wie des Städtischen.

Der einleitende Beitrag des Herausgebers (*Jürgen Hasse*) geht der Frage nach dem thematischen Stellenwert der Stadt als Gegenstand der Philosophie nach. Dabei wird – in Anlehnung an Karl Jaspers – der Begriff der „Grenzsituation“ auf die komplexe Situation der gebauten wie gelebten Stadt übertragen. In den urbanen Grenzsituationen gerät die Stadt auf den Grat punktuellen oder grundsätzlichen Scheiterns. Insbesondere diese Grenzsituationen stellen sich für die Stadtforschung als Felder der Reflexion heraus. Sodann wird die Stadt als Gegenstand der philosophischen Reflexion vor allem gegenüber jenen denkwürdigen Fragehorizonten geöffnet, die weit außerhalb der Aufmerksamkeit der Stadtforschung betreibenden wissenschaftlichen Disziplinen liegen. In diesem Rahmen wird auch der mögliche Beitrag der Phänomenologie diskutiert, deren Perspektive selbst in den ohnehin marginalen geisteswissenschaftlichen Strömungen der Stadtforschung derzeit eine eher randliche Rolle spielt. Am Beispiel von

3 M. Heidegger über Hölderlin, zit. bei K. Löwith, Heidegger. Denker in dürftiger Zeit (zuerst 1953), Göttingen 1960, S. 111.

4 Vgl. i.d.S. M. Heidegger, Was heisst Denken? (zuerst 1951/52), Tübingen 1997, S. 81.



Abb. 1: Urbane Räume – bedenkend bewohnen; Foto: J. Hasse.

Begriff und Konzept der „Urbanität“ wird umrissen, worin die Philosophie – in welchen paradigmatischen Programmen ihres Denkens auch immer – einen Beitrag zur Bewusstmachung von Denkvoraussetzungen, Ideen und Ideologien leisten könnte. Der Beitrag schließt mit einer „Verortung“ der Philosophie im kritischen Nachdenken über den mehrdimensionalen Dichteraum der Stadt ab. Die Stadt ist nicht nur ein zentrales Thema der Philosophie, sie ist – seit Platon – auch ihr gleichsam „erster Ort“, an dem sie sich – als urbanistisches Projekt – in die Praxis der gelebten Stadt einmischt.

Julian Nida-Rümelin streicht in seinen Ausführungen zunächst die Bedeutung der Stadt in der europäischen Philosophie heraus. Der Entwurf der Strukturen für ein gelingendes Zusammenleben in den Städten ging mit der Herstellung normativer Ordnungen unterschiedlichster Art einher – von den Bauordnungen bis zur Organisation einer Armenspeisung. Politische Philosophie, zurückgeführt auf historische Wurzeln bei Platon und Aristoteles, ging stets über die rein technokratische Organisation städtischen Lebens hinaus, indem sie das gemeinschaftliche Leben zum Thema machte. Grundstrukturen der Transformation des Stadt-Denkens werden in ihrer historischen Dynamik rekonstruiert und demokratietheoretisch diskutiert. Aus der Retrospektive folgt die Perspektive, wonach sich demokratische Stadtpolitik nicht auf technokratisch-utilitaristische Leistungen effizienter Administration reduzieren lasse, sich essentiell viel-

mehr auf der Basis bürgerschaftlicher Mitwirkung entfalte – in der aktiven und eigenverantwortlichen Wahrnehmung vitaler Eigeninteressen.

Der zweite Teil des Beitrages ist der aktuellen Diskussion der Frage gewidmet, was die moderne Stadt ausmacht und worin sich der Kern spezifisch urbaner Lebensformen charakterisieren lässt. Hier bezieht sich der Autor explizit auf aktuelle (kommunal-) politische Tendenzen einer gewissen „Reinigung“ öffentlicher Räume nach Kriterien der Ordnung, Sicherheit und Sauberkeit, worin sich die drei Quellen einer aktuellen Krise der Urbanität zum Ausdruck bringen: „Die Ökonomisierung der Stadtgesellschaft, die Erosion politischer Gestaltungskraft und das Versiegen utopischer Potenziale.“ Die im dritten Teil des Textes umrissene Ethik der Stadt baut auf einem normativ verfassten Verständnis von Urbanität auf (Anerkennung von Differenz, Emanzipation des Einzelnen, Gestaltungskraft städtischer Bürgerschaft). Urbanität wird auf der Basis eines humanistischen Individualismus beschrieben, der wiederum auf zwischenmenschlichen Kooperationspraxen beruht und nicht auf Segregation und Exklusion. Wenn in Zeiten der Krise die Ethik der Urbanität auch immer wieder unter den Druck der Durchsetzung von Partialinteressen gerät, so erweist sich die permanente Aktualisierung der ethischen Grundlagen im Regieren der Stadt doch gerade unter der Bedingung gesellschaftlicher und politischer Spannungen als unabdingbar.

Ferdinand Fellmann betrachtet die Stadt (Hauptstadt und Weltstadt) in seinem lebensphilosophischen Beitrag aus der Erlebnisperspektive ihrer Bewohner. Dabei geht der Autor von der Grundthese aus, dass Raum und Milieu das Fühlen und Denken der Menschen nachhaltig durchwirken. Die situativ wie epochal je spezifischen Beziehungsgefüge stellten sich in der Stadt-Land-Opposition zur Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts anders dar als inmitten der europäischen Metropolen Berlin und Paris und abermals anders als in der alle Heimatgefühle sprengenden Weltstadt New York. Im Spiegel literaturwissenschaftlicher, kulturphilosophischer, -soziologischer, anthropologischer und philosophischer Theorien und Modelle erscheint der Mensch der Großstadt als ein im Gewirr der Ordnungen und im Schein sinnlicher Suggestionen Sinn Suchender.

Das sich im pluralen Kosmos der Metropole bewegende Subjekt folgt in seinem Tun und Dasein aber nicht nur den Spuren *rationaler* Problemlösungsstrategien. Es wurde und wird von seiner großstädtischen Raumerfahrung stets amivalent tangiert, einerseits von Beziehungen emotionaler Nähe geprägt, andererseits aber auch durch solche der Distanz. Im kulturphilosophischen sowie literaturwissenschaftlichen Vergleich der europäischen Metropolen Berlin und Paris (insbes. mit Simmel, Kracauer, Benjamin, Baudelaire, Lefèbvre) erscheint die Großstadt als Milieu des Geldes und der Affekte. In Romanen von Henry Miller spitzt sich das Affektmilieu der Weltstadt (nun ist es New York) in einer „Logik des Irrsinns“ zu. Auf der Suche nach dem eigenen Selbst wird die Stadt – im imaginären Spiegel von Miller – zu einem Irrgarten. In einem Epilog zur urbanen Lebenskunst werden die Folgen großstädtischen Lebens für eine „urbane

„Ethik“ diskutiert. Darin entfaltet sich noch einmal ein starker lebensphilosophischer Grundzug. Der Ausgangspunkt menschlichen Verhaltens ist nicht das rationale Kalkül, sondern „der Wille zum Leben [...]“. Großstadtmoral ist primär Sozialtechnologie, die darauf abzielt, die eigene Glücksvorstellung zu realisieren, ohne dabei mit anderen in unnötige Konflikte zu geraten.“

Auch **Wolfgang Gleixner** thematisiert – nun im Fokus der Husserl'schen Phänomenologie – das Subjekt in seiner großstädtischen Welt: sein ausweglos großstädtisches In-der-Welt-sein. Er macht die Reflexion der Stadt selbst zum Gegenstand der Reflexion, nicht im abstraktionistischen Blick auf metatheoretische Horizonte, sondern aus der Haltung genauen Hinsehens und Bedenkens. Dabei werden erkenntnistheoretisch grundsätzliche Fragen zur Bestimmung dessen benannt, was in der Mitte unseres Stadt-Verständnisses steht: Was sprechen wir als Großstadt an und was als Lebenswelt Großstadt? Im genauen Hinschauen „auf unser wesentlich wirkliches In-der-Welt-sein“ geht es um die Suche nach den Wesens-Kernen dessen, was unserem Begreifen zugrundliegt. Die Vorstrukturierung lebensweltlichen Wissens wie die Lenkung der Aufmerksamkeit (etwa durch Kenntnisse aus Wissenschaft und Kunst) sollen phänomenologischer Tradition zufolge „eingeklammert“, also zunächst aus dem Prozess der Reflexion ausgeschlossen werden. Im Unterschied zum paradigmatischen Selbstverständnis der sich an gegenstandsbezogenen Theorien orientierenden Sozialwissenschaften steht nicht die Differenzierung fachlicher Theorien im Zentrum, sondern die Reflexion des Da-und-so-in-der-Welt-seins.

Mădălina Diaconu thematisiert eine scheinbar äußerliche Seite im Stadterleben, wenn sie sich mit der Bedeutung von Klima und Wetter für das Stadtleben auseinandersetzt. In welcher Weise beeinflussen die Wetterereignisse die Zyklen und Wandlungen städtischer Lebensrhythmen? In einer facettenreichen Argumentation zeigt sie auf, wie Sonneneinstrahlung, Temperatur, Bewölkung, Luftfeuchtigkeit, Art und Intensität der Niederschläge oder das Wehen des Windes zu allen Zeiten auf das Befinden der



Abb. 2: Die Stadt als heterochroner Raum, Rotterdam / Wilhelminapier; Foto: J. Hasse.

Menschen in ihren Städten einwirken, die Menschen aber auch zu architektonischen „Gegenmaßnahmen“ herausgefordert haben. Die Frage nach der Bedeutung von Urbanität erhält damit eine „gewisse kosmische Dimension“. Die Rekonstruktion des in der Stadtforschung weithin übersehenen, bestenfalls am Rande angesprochenen Zusammenhangs von städtischen Lebensformen und deren Disposition durch Klima und Wetter wird innerhalb historischer Bezüge herausgearbeitet – zum einen „antwortet“ die Architektur in der Tradition und Erfindung von klima- und wettergerechten Bauformen wie Dachvorsprüngen, Balkonen, Veranden, Passagen oder Gewächshäusern auf die räumlich je herrschenden Bedingungen von Klima und Wetter. Aber es waren und sind auch die Alltagskulturen, die von den Naturrhythmen des Wetters getaktet wurden und werden. Dies betrifft nicht nur die Mode und die Art der Bekleidung, sondern auch die Orte im öffentlichen Raum.

Wenn die Bekleidungskultur in gewissen Grenzen auch eine Emanzipation des Menschen von Wind und Wetter vermittelt, so sind es mikroklimatische Sonderräume, in denen Sphären behaglichen Wohlergehens entstanden sind (wie Bäder, Saunen, Palmenhäuser etc.), aber auch architektonische und technische Orte der Grundsicherung des Lebens (wie Gewächshäuser, Gefrierhallen etc.). Mădălina Diaconu nennt diese Orte in Erweiterung der Foucault'schen Heterotopologie „klimatische“ Heterotopien. Schließlich erscheint die Stadt als „Brennpunkt“ im Sinne von Lefèbvre – sie konzentriert nicht nur physische Stoffe, Bauten und Geld, sondern auch (Ab-) Wärme. Damit kommt die gebaute Stadt als einer der zentralen Krisenherde in der Entstehung der globalen Klimaerwärmung in den Blick, zugleich aber auch Urbanität als die ihr eigene Lebens- und Gesellschaftsform, die „das Mittel für die Bekämpfung des Übels [...], das das Urbane selbst hervorgebracht hat“, in gewisser Weise selbst ist.

Allen Beiträgen ist eines gemeinsam: Sie bieten keinen Umriss *einer* „Philosophie der Stadt“. Sie skizzieren beispielhaft, worin der Beitrag paradigmatisch höchst unterschiedlicher Interventionen philosophischer Reflexionen der Stadt mit je eigenen Akzenten dem sozialwissenschaftlichen Stadt-Diskurs nützlich sein könnte. Die Stadt ist ein vieldimensionaler Problemherd, aber sie ist auch eine vieldimensionale Quelle der Findung von Problemlösungen. Umso mehr bedarf das theoretische Bedenken der Stadt der Bereicherung und nicht zuletzt der Irritation durch das ihm mitunter fremde Denken der Philosophie.

Jürgen Hasse

Frankfurt a.M./ Esslingen, November 2016

Philosophie der Stadt

Innerhalb der interdisziplinär betriebenen Stadtforschung hat die Philosophie bisher eine marginale Rolle gespielt. Eher am Rande sozial-, raum- und planungswissenschaftlicher Theorien werden philosophische Fragen zu einem Gegenstand metatheoretischer Reflexion. Indes ist das philosophische Bedenken der Stadt schon deshalb geboten, weil sich urbane Systeme als hochkomplexe Transformations-Gebilde in einem überaus dynamischen, dichten, performativen und tendenziell chaotischen Prozess konstituieren und grundlegende Fragen zur Vergesellschaftung des Menschen aufwerfen. Indes sprengen diese die Dimensionen des Pragmatischen und überschreiten den Theorierahmen der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung.

1. Die »Stadt« als Thema der Philosophie

Im umgekehrten Blick scheint die Stadt als expliziter Gegenstand der Philosophie aber auch keine herausragende Rolle zu spielen. Das Stichwort »Stadt« kommt weder im dreizehnbändigen *Historischen Wörterbuch der Philosophie* (zwischen »Stabilität« und »Stalinismus«) vor, noch (zwischen »Staat« und »Sterbehilfe«) in der von Hans Jörg Sandkühler herausgegebenen dreibändigen *Enzyklopädie Philosophie*. Schon damit wird deutlich, dass sich in der philosophischen „Sache“ der Stadt nicht nur Fragen zur Methodik spezifischen Denkens der Stadt stellen, sondern – davon nicht ganz zu lösen – auch solche zur Herkunft für relevant gehaltener Themen.

Nach Heidegger liegt die Aufgabe des (philosophischen) Denkens darin, „dasjenige [zu] bestimmen, was das Denken angeht, was für das Denken noch strittig ist.“¹ In einer Zeit, in der in Deutschland der Anteil der Bevölkerung in dicht und mittelstark besiedelten Gebieten bei 77 % liegt,² in den USA bei über 80 % und weltweit mehr als die Hälfte der Menschen in verstädterten Räumen leben, versteht sich die Denkwürdigkeit städtischen bzw. urbanen Lebens von selbst. Auch in der großen Diversität ihrer Strukturen und Dimensionen (Raumphysiognomie, Institutionen, politische, soziale und technische Systeme etc.) ist die Stadt in besonderer Weise als „strittig“

1 M. Heidegger, Zur Sache des Denkens. Tübingen 1969, S. 67.

2 Bezogen auf das Jahr 2013, vgl. *Statistisches Bundesamt* 2015, S. 23. Nach Schätzungen der UNO wird der Anteil der städtischen Bevölkerung global bis 2050 auf rd. 83 % steigen.

anzusehen – dies unabhängig davon, dass sie außerhalb der Naturwissenschaften als einer der am besten erforschten Gegenstände angesehen werden darf. Schon ihr dichotomer Charakter, *Realität* (Ordnung fixer Strukturen) zum einen und *Wirklichkeit* (sich situativ wandelnde Gesichter) zum anderen, fordert zu einer metatheoretischen Reflexion heraus, die sich mit jedem Entwicklungsschub aufs Neue stellt: Wie und was ist die Stadt? Wie soll sie sein? In einem einfachen Sinne gibt sie sich nicht zu verstehen, und so verbietet es sich, ihr eine *unstrittige* Identität zuschreiben. Umso mehr erweist sich eine offene und undogmatisch betriebene Debatte um die dynamische Essenz dessen, was sie (hier und heute und stets nur bis auf weiteres) ausmacht, als unverzichtbar.

Jede Philosophie der Stadt (im engeren wie im weiteren Sinne) beginnt mit einem Dilemma: Sie muss zunächst voraussetzen, was sie zum Gegenstand der Reflexion machen will. Das gleicht der problematischen Situation, in der sich die Philosophie selbst zum Gegenstand der Reflexion macht, um den Kern dessen einzugrenzen, was die Besonderheit ihres Denkens gegenüber dem anderer Disziplinen bestimmt. Petra Kolmer sieht dieses Problem dadurch charakterisiert, „dass wir schon ‚wissen‘, was Philosophie ist (und ein Selbstverständnis haben), wenn wir daran gehen, zu philosophieren, aber in philosophischen Angelegenheiten das ‚letzte Wort‘ weder schon gesprochen noch von uns zu sprechen ist.“³ Wie sich die Philosophie nicht auf ein Programm festlegen lässt, so die Stadt nicht auf einen Begriff. Jeder Versuch der Annäherung greift notwendigerweise auf höchst unterschiedliche Denktraditionen zurück und ist von Ideologien und affektiven Stadt-Beziehungen nie ganz zu lösen. Zudem bedarf jeder Klärungsversuch der Differenzierung komplexer Begriffsworte wie *Urbanität* (s. auch unten), *Dichte*, *Vielfalt*, *Größe*, *Bevölkerung*, *Architektur*, *Lebensstil* usw. Mit anderen Worten: Wenn es Sache der Philosophie ist, Fragen zur Beschaffenheit der Welt einem genaueren und besseren Verstehen zuzuarbeiten, so gelingt das in der „Sache“ der Stadt nicht auf kurzen Wegen. Die ihrem Verständnis zugrunde liegenden Bedeutungen rauschen, so dass der Gegenstand für einen produktiven Diskurs erst „gereinigt“ werden muss. Dies verlangt die kritische Revision theorierelevanter Denkvoraussetzungen, die zwischen den historischen Formen spezifischen Wissens, dessen etymologischer Transformation sowie gesellschaftlichen Gebrauchsformen in gewisser Weise flüssig sind.

Wie sich das Leben eines Menschen aus dem Rahmen zuständlicher und aktueller, persönlicher und *gemeinsamer* Situationen⁴ verstehen lässt, so auch die Stadt als

3 P. Kolmer, Philosophie, in: P. Kolmer/A. G. Wildfeuer (Hrsg.), Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe, 3 Bände, Freiburg/München 2011, Band 2, S. 1753-1761, hier S. 1754.

4 Ich beziehe mich hier auf das situationstheoretische Verständnis von Hermann Schmitz, vgl. H. Schmitz, Der unerschöpfliche Gegenstand, Bonn 1990, Kapitel 2.5.

komplexe Gemengelage unterschiedlich dimensionierter Situationen. Vor allem ist hier an ein mannigfaltiges Gefüge gemeinsamer Situationen zu denken, das aus dem *Zusammen-Leben* der Menschen erwächst. Daneben verdankt sie sich aber auch einer noch größeren Vielzahl eigenartiger *persönlicher* Situationen, die wiederum sozial bzw. gesellschaftlich eingefasst sind. Insbesondere aufgrund ihrer performativen wie chaotischen und deshalb kaum vorhersehbaren Dynamik sind Städte – vor allem Großstädte, Metropolen und sogenannte Mega-Cities – anfällig für Grenzsituationen. Das sind – in einem weiteren Sinne komplementär zum Begriff der „Grenzsituation“ bei Karl Jaspers⁵ – Situationen, die die Stadt mit ihrem drohenden (zumindest sektoralen) Scheitern konfrontiert. Im Prinzip gärt das potentielle Scheitern (zumindest lokal und situativ) in urbanisierten Dichteräumen permanent. Oft treten evidente Problemlagen aber noch nicht einmal dann offen zu Tage, wenn sie sich bereits krisenhaft zugespitzt haben.⁶

Der einer Krise innewohnende Dissens bleibt dann stumm oder wird allenfalls punktuell in ausgewählten Themen bzw. sachverhaltlichen Segmenten expliziert. *Atmosphärisch* haftet er aber auch einer latent bleibenden Konfliktsituation an: als spürbar werdender Bruch zwischen Ethnien und Lebensformen, immer deutlicher werdenden sozioökonomischen Spaltungen (z.B. in der Zugänglichkeit beheimatungsfähiger Ressourcen des Wohnens) oder in Gestalt *nicht-nachhaltiger* Zivilisationsformen im Vergesellschaftungsmodell »Großstadt«.

Urbane Grenzsituationen werden im Allgemeinen erst dann politisch wie administrativ als Probleme (an-)erkannt und (bestenfalls) therapiert, wenn sie bereits zum Sand im Getriebe der Regierung der Stadt geworden sind. Wie die Jaspers'schen Grenzsituationen des täglichen Lebens, so werden auch sie erst „in letzter Minute“ bewusst. Was Jaspers auf das individuelle Leben bezieht, lässt sich weitgehend auf urbane Grenzsituationen übertragen: „Auf Grenzsituationen aber reagieren wir entweder durch Verschleierung oder, wenn wir sie wirklich erfassen, durch Verzweiflung und durch Wiederherstellung: wir werden wir selbst in einer Verwandlung unseres

5 Als Grenzsituationen spricht Jaspers solche Situationen an, „über die wir nicht hinaus können, die wir nicht verändern können“; K. Jaspers, Was ist der Mensch? Ausgewählt und mit einleitenden Kommentaren versehen von Hans Saner, München/Zürich 2000, S. 104. Dazu gehören insbesondere „Tod, Zufall, Schuld und die Unzuverlässigkeit der Welt“; ebda. S. 106.

6 In den 1970er Jahren sah der US-amerikanische Öko-Anarchist Murray Bookchin eine zentrale Krise der kapitalistischen Stadt in der Zuspitzung prekärer Lebensverhältnisse als Ausdruck einer radikalisierten Logik der Akkumulationsregime des Geldes: „Durch die Reduzierung jeder Beziehung auf eine Geldbeziehung hebt das Kapital alle moralischen und ästhetischen Schranken, die das Wachstum der früheren Städte einschränkten, auf“; M. Bookchin, Die Grenzen der Stadt (zuerst 1974), Berlin 1977, S. 79. Diese heute mehr als 40 Jahre zurückliegende Einschätzung verdient angesichts der in den Metropolen immer deutlicher werdenden Verschärfung sozioökonomischer Differenzen die philosophische Reflexion im Hinblick auf ethische Implikationen von Prozessen der Stadtentwicklung.

Selbstbewußtseins.⁷ Die Zivilisationsform »Stadt« sitzt einem Dilemma auf: Sie ist zum einen eine vieldimensionale Organisationsform zur Optimierung gesellschaftlicher Kräfte im gebauten und sozialen Raum der Dichte. Zum anderen impliziert sie aber auch ein breites Spektrum von Untugenden der Trägheit, die weder Praktiken der Gefahrenabwehr vermitteln, noch die Sicherung der Lebenszufriedenheit der Menschen nachhaltig gewährleisten. So bedeutet »Stadt« auch jene Lebens- und Daseins-Form, in der ihre Bewohner unter dem *plötzlichen* Eindruck aufkeimender Krisen in die apathische Starre fallen, in eskapistischen Nischen Zuflucht suchen und *keine* kreativen Synergien mehr generieren. Alle sich mit der städtischen Bau- und Lebensform verbindenden Reibungs-, Kollisions- und Konfliktpotentiale fordern (im Positiven wie im Negativen) das Orientierung vermittelnde Denken heraus. Die Philosophie könnte dabei eine Rolle der Bewusstmachung spielen.

2. Die Stadt als Gegenstand philosophischer Reflexion

In geradezu naiv-provokativer Weise hatte Jacques Dreyfus 1969 die Frage nach dem Charakter der Stadt in folgender Weise annotiert:

„Was ist im Grunde dieses Objekt Stadt, das den Inhalt des Begriffs Städteplanung wesentlich mitbestimmt? Ist es ein Komplex von Häusern, Straßen, Schulen, Krankenhäusern? Ist es ein abstrakter Komplex von statistisch erfaßten Personen, die nach Alter, Geschlecht, sozialer Schicht, sozio-professioneller Gruppe aufgeteilt sind? Ist es nicht eher die Art, wie die einzelnen leben, sich behaupten oder sich entfremden; die Art, wie die sozialen Gruppen sich herausbilden und ihre Konflikte miteinander austragen?“⁸

In ihrer mittelalterlichen Form ist eine Stadt ein mit Mauern, Türmen und Toren umfriedeter sowie befestigter Ort. Als politische Institution, die über eine Selbstverwaltung verfügte, unterschied sie sich vor allem vom Dorf. Mehr denn je gilt die Stadt gerade in der Gegenwart durch Gestaltvielfalt und -reichtum in baulicher und architektonischer wie in sozialer und ethnischer Hinsicht als das Andere der ländlichen Siedlung. Zu allen Zeiten implizierte ihre Größe, Vielfalt und Dichte etwas Krisenhaftes, das nicht zuletzt aus dem potentiell konfliktträchtigen Aufeinandertreffen sich allzu fremder Werte, Normen und Lebensformen erwachsen konnte. In solcher Reibung liegt insofern aber zugleich ein produktives Moment, als in der Situation des gärenden Konflikts die Selbstverständlichkeit alltäglicher Zufriedenheit im menschlichen Zusammenleben auf den Grat gerät und die Lebensform »Stadt« sich dem kritischen Nachdenken öffnet.

7 K. Jaspers (s. A 5), S. 104.

8 J. Dreyfus, Mythos und Realität der Städteplanung, in: Esprit, Heft Oktober 1969 (aus dem Französischen übersetzt von B. Rehschuh), Frankfurt a. M. 1971, S. 140-156, hier S. 143 f.

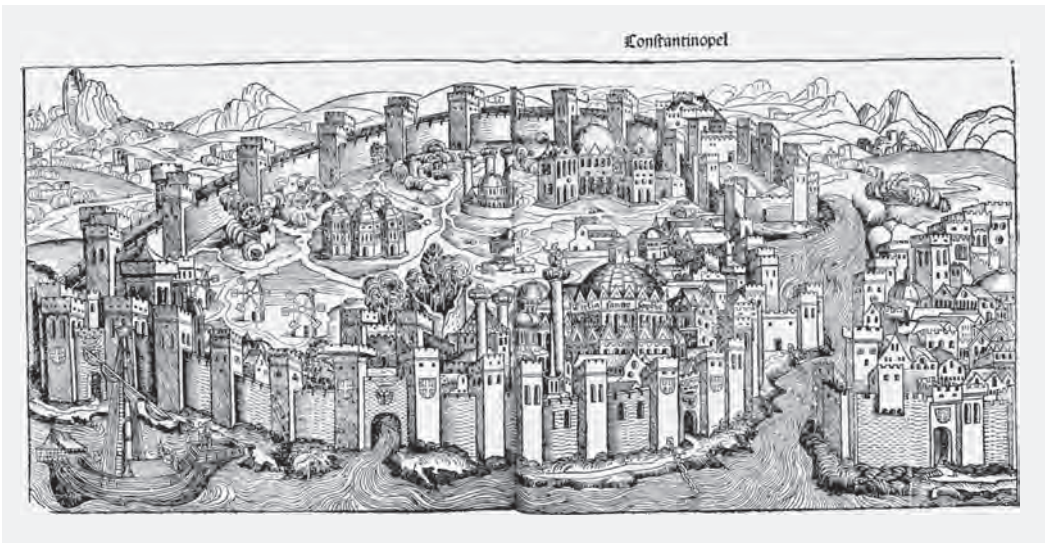


Abb. 1: Die mittelalterliche Stadt; aus: Das Buch der Chroniken. Nürnberg 1493; Hartmann Schedel (Text), Michael Wolgemut und Wilhelm Pleydenwurff (Holzschnitte).

Die offensichtliche Abhängigkeit der Stadt von einer kritischen Begleitung ihrer Entwicklung durch den sie und sich selbst reflektierenden Diskurs ist schon in das Bild der *alten* Stadt eingeschrieben. So stellt sich Konstantinopel in einem Holzschnitt aus der Schedel'schen Weltchronik von 1493 zwar als ein abgeschlossenes Gebilde dar (vgl. Abb. 1). Aber diese Einheit findet sich nur im *Bild* der umfriedeten Stadt, in dem zunächst die Stadtmauer bestimmend ist und besonders auf die Enge der städtischen Lebensform verweist. Sodann sticht die Vielzahl der Sakralbauten hervor; darin symbolisiert sich eine kulturelle Form der kontemplativen Verdichtung des Bewusstseins im Raum gleichzeitig und nebeneinander (bestenfalls *gemeinsam*) gelebter Situationen. Stadttore verbinden das von Wasser umflossene Stadtgebilde mit der Welt eines Draußen. Schon die Komplexität dieses historischen Stadt-Bildes weist darauf hin, dass das Leben (in) der Stadt stets der kritischen Reflexion und Revision seiner Konstitutions- und Expansionsbedingungen bedurfte. Tatsächlich musste die *Gemeinschaft* der Städter immer als Aufgabe verstanden und angenommen werden, bestmögliche Bedingungen für ein weitgehend reibungsarm und hindernisfrei sich entfaltendes Leben zu gewährleisten.

Ein zweites Bild-Beispiel stärkt die These einer sich reklamierenden *praktischen* Philosophie der Stadt, die nicht Ausdruck elitärer Sprachspiele ist, sondern Spiegel ihres Wesens bzw. dessen, was sie in ihrem gelebten Alltag ausmacht. Dürers Kupfer-

stich *Der heilige Antonius vor der Stadt* (1519) setzt den in einem Buch lesenden Pioniermönch unmittelbar vor den Mauern einer dicht bebauten Stadt in Szene (vgl. Abb. 2). Die Kapuze ist weit ins Gesicht gezogen, so dass er die Stadt hinter seinem Rücken nicht sehen kann. Umso mehr ist er gerade in seiner Besinnung auf die Stadt bezogen. Schon die atmosphärisch anstehende Spannung zwischen den semantischen Bildpolen pointiert ihre Thematisierungsbedürftigkeit: zum einen der kontemplative Eremit in Gestalt eines Geistlichen (der zugleich ein „Geistiger“ ist) und zum anderen die Turbulenz urbanen Lebens (in) der Stadt.

Als besonders krisenanfällig hat sich die spätmoderne Stadt erwiesen. Nur sitzt vor ihren imaginären „Toren“ kaum noch ein kultur- und zivilisationskritischer Denker, der darauf wartet, die Befunde seiner Nachdenklichkeit zu Gehör bringen zu dürfen. Selbst wenn ihm zu sprechen gestattet würde, könnten er den krisenhaften Lauf der Dinge kaum stoppen, denn allzu laut sind die überbordenden Ekstasen, in denen sich die Stadt der Gewinner im Medium des Ästhetischen ihrer Exklusivität vergewissert und im Schein des Schönen gegen die „Bedrohung“ latenter oder offen anstehender Krisen immunisiert. Aber so drückt sich nur die eine Seite der Stadt aus – die Stadt der Gewinner. In den Quartieren der „Verlierer“ gelingt es dem Sozialstaat nur kläglich, sozioökonomisch prekäre Lebenslagen zu entschärfen; in einem minimalen Sinne federt er sie bestenfalls provisorisch ab, so dass die Betroffenen zum Durchhalten im Durchkommen gezwungen sind. Zugleich häufen sich die Hypotheken aus dem Dahinschmelzen eines hintergründigen Konsens, der aus dem Geist eines bürgerchaftlichen Gemeinwesens lange erwachsen ist und das abgründige Aufreißen sozialer Gräben in den Städten verhindert hat. Insbesondere unter dem Druck neoliberaler Stadtpolitik droht die *eine* Stadt in räumliche und weltliche Fraktale zu zerfallen – mit je eigenen Realitäten und Wirklichkeiten. Die im Prinzip *möglichen* Wege zum Bau von Brücken zwischen tendenziell inkommensurablen und disparaten Inselwelten der Verarmung zum einen und der tendenziell permanenten Ekstase luxurierter Lebensstile zum anderen drohen sich in einem Niemandsland zu verlieren. Die bei Georg Simmel das Affekt- und Geistesleben des Großstädtlers noch positiv ausmachende Ambivalenz aus Interesse und Gleichgültigkeit beginnt in Anästhesie zu kippen.⁹ Diesem Prozess kommt ein kulturhistorisch in der Wiege der modernen Stadt schon Fahrt aufzunehmendes funktionalistisch-maschinistisches Denken der Stadt entgegen. Spätestens mit der *Charta von Athen*¹⁰ zementiert sich die Konzeptuali-

9 Vgl. auch G. Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben (zuerst 1903), in: K. Lichtblau (Hrsg.), Georg Simmel. Soziologische Ästhetik, Bodenheim 1998, S. 119-133.

10 Auf dem 1933 stattfindenden Internationalen Kongresse für neues Bauen (CIAM) wurde unter Federführung von Le Corbusier die *Charta von Athen* als Abschlusserklärung des Kongresses für die Entflechtung städtischer Funktionsbereiche und die Schaffung zukunftsweisender lebenswerter Wohn- und Arbeitswelten bekannt gemacht. Sie kann noch als Ideengrundlage des städtebaulichen



Abb. 2: Der heilige Antonius vor der Stadt; Kupferstich Albrecht Dürer, 1519.

sierung der Stadt als Mega-Maschine. Beinahe melancholisch formulierte Raymonde Moulin 1969 angesichts dessen: „Im Städtebau haben die Ingenieure die Dichter vertrieben, und die Städte haben ihre Seelen verloren.“¹¹

Die Spaltung der Stadt betrifft also nicht nur die pluralen Praktiken sie zu leben, sondern auch die Art und Weise, sie zu bedenken. Man kann sie zum Gegenstand der *philosophischen* Reflexion machen und man kann sie in *pragmatischen* Erwägungen zur schnellen und wirksamen Findung effizienter Problemlösungen bedenken. Aus Struktur und Wesen der Stadt ist *beides* geboten. Praktisch hat der pragmatische, auf unmittelbare Nützlichkeit programmierte Diskurs das beträchtliche Übergewicht. Aber es wirft sich noch ein weiterer Graben auf: Zwischen den pluralen Formen und

Funktionalismus der 1970er Jahre angesehen werden; vgl. auch U. Conrads (Hrsg.), Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts (= Bauwelt Fundamente 1), Basel/Boston/Berlin 1975, S. 129-138.

- 11 R. Moulin, Brauchen wir noch Architekten?, in: Esprit, Heft Oktober 1969 (aus dem Französischen übersetzt von B. Rehschuh), Frankfurt a. M. 1971, S. 11-34, hier S. 19; damit zitierte er Philippe de Saint-Marc, den Vorsitzenden des interministeriellen Ausschusses für Raumordnung und Planung im Gebiet Aquitaine.

Stilen im Leben der Stadt und den Diskursen *über* dieses Leben. Unter den letzteren verhalten oft gerade jene kritischen Stimmen, die sich aus ethischer oder einer anderen nicht unmittelbar nützlichen Perspektive den systemischen Insuffizienz-Krisen der Agglomerationen zuwenden. Und wieder sitzt (zumindest virtuell) der einsame Mönch mit weit ins Gesicht gezogener Kutte vor der Stadt – nun als das leibhaftig Andere dessen, was sie ist und zu werden scheint.

Es klingt wie eine romantische Utopie, wenn Raymonde Moulin in einem Interview (mit Maurice Halbwachs) über ein „glückliches Leben“ sinniert: „Man muß das Leben ändern, es von seinen Zwängen befreien, Harmonie schaffen, man muß erreichen, daß alle Bürger bewußt am Bau der Stadt des glücklichen Lebens mitwirken.“¹² In der Praxis neoliberaler Stadtentwicklung stellt sich die Option „glücklichen Lebens“ vor allem als eine *partielle* und exklusive Perspektive für Globalisierungsgewinner dar. Die Kulturpolitik jener Großstädte, die sich als Habitate eines neuen wohlhabenden (Geld-)Bürgertums konsolidieren (wie Frankfurt am Main, Hamburg und München), dämpft mit ihren massiven wie atmosphärisch immersiven Ästhetisierungs-Offensiven mehr die Hörbarkeit sich artikulierender Verlierer, als dass sie auf eine Verlangsamung im Aufspringen der Schere zwischen arm und reich auch nur ansatzweise hinwirken könnte. Vielmehr baut sie den einen Bühnen der Repräsentation und Selbstinszenierung und den anderen halluzinative Kompensationswelten nach dem krisenhistorisch bewährten Prinzip *Sport, Spiel, Spannung* bzw. *Brot und Spiele*.

In tendenziell ähnlicher Deutlichkeit wie in der Gründerzeit entstehen vermehrt Stadtquartiere allzu offensichtlich guten und schlechten Lebens. In den ersteren, den „urbanen Kollektoren“¹³ monetären Wohlergehens, beheimaten sich bevorzugt die Profiteure der EU-Osterweiterung. So bildet sich ein metropolitaner Korridor aus Knotenpunkten in einem netzartigen und zugleich dispersen „Speckgürtel“ gelebter Privilegien. Die „schlechten“ oder gar „finsteren“ Viertel werden kosmetisch aufgewertet, praktisch dagegen im *repräsentativen* Bild der Stadt an einen Rand der Aufmerksamkeit verschoben, auch wenn sie nur einen Steinwurf weit vom Zentrum liegen.

Angesichts der (Dienst-)Leistungen, mit denen die Rechts-, Ingenieur-, Planungs- und Sozialwissenschaften die Stadt in ihrer Bestandsverwaltung und Entwicklung diagnostisch wie projektiv in Bahnen lenken, fragt sich nach verbleibenden Interventionsspielräumen der Philosophie. Wozu bedarf es überhaupt einer Philosophie der Stadt, nicht zuletzt angesichts der nüchternen Aussicht, dass von ihr kaum *praktische* Vorschläge zur Lösung akuter Problemlagen oder sich zusammenbauender Krisen erwartet werden dürfen.

12 Ebda., S. 28 f.

13 P. Sloterdijk, Im Weltinnenraum des Kapitals, Frankfurt a. M. 2005, S. 246.

Worin könnten sich, angesichts einiger hier nur skizzierter Problem- und Verwerfungszonen der Stadt, die Umriss einer urbanistischen Philosophie festmachen lassen. Und an welcher Seinsweise der Stadt sollte sie sich orientieren: der gebauten, gelebten, symbolischen, politischen, kulturellen, ökonomischen, virtuellen... Stadt? Die Trennungen ließen sich erkenntnistheoretisch noch nicht einmal sauber durchführen. Auch die Unterscheidung nach einer Ebene der *Produktion* der Stadt und einer ihrer *Rezeption* könnte Aussicht auf Konsistenz nur auf trügerische Weise suggerieren, wird die Stadt doch auch in ihrer Aneignung produziert (auf dem Wege der *praktischen* Handlung wie der gedanklichen und emotionalen Identifizierung oder idiosynkratischen Abweisung). Unabhängig von diesen und anderen möglichen Unterscheidungen stellt sich die Aufgabe einer Reflexion ethischer Implikationen der *gelebten Stadt*, womit alle urbanen Lebensformen zum Thema werden.

3. Philosophie der Stadt als Aufgabe

Worin könnten die essentiellen Aufgaben einer Philosophie der Stadt liegen, die sich auf die Beziehungen konzentriert, die das Subjekt zu seiner Welt lebt und kultiviert, über alle Lebensformen, in deren Dynamik sich Selbst- und Weltverhältnisse konstituieren – nicht zuletzt über die Foucault'schen „Technologien des Selbst“. In den Fokus rückt das Subjekt in seiner *Welt*, die sich aus dem erschließt, was es von seinem um- und mitweltlichen Herum verstanden hat. „Welt“ ist in diesem Sinne durch Bedeutungen strukturiert, die *subjektive* Orientierung vermitteln.¹⁴ So ist dem Individuum die städtische *Wirklichkeit* als eine subjektive Welt gegeben, gleichwohl durch materielle, bauliche, infrastrukturelle, technologische, administrative, politische, ökologische, klimatische etc. *Realitäten* disponiert.¹⁵ Es ist gerade die mehrdimensionale Vielschichtigkeit des Gegenstandes »Stadt«, die die philosophische Reflexion herausfordert.

Die Aufgabe einer wie auch immer zu konkretisierenden Philosophie der Stadt grenzt sich zweifach ein: Erstens von der phänomenologischen Seite einer „existentiellen“ Großstadt-Welt. Als Ausdruck einer idiographischen Perspektive kommt hier nicht die Stadt im Allgemeinen in den Blick, sondern ihr praktisch „gelebter Raum“.¹⁶ Gerade die phänomenologische „Autopsie“ biographischer Welt-Verwurzelungen bietet ein schier unerschöpfliches Reservoir für die Bildung von Theorien, die

14 Vgl. i.d.S. H. Schmitz, *Gibt es die Welt?* Freiburg/München 2014, Kapitel 6.

15 Vgl. auch J. Hasse, *Der Leib der Stadt. Phänomenographische Annäherungen*. Freiburg/München 2015.

16 Vgl. K. Graf von Dürckheim, *Untersuchungen zum gelebten Raum* (zuerst 1932), hrsg. von J. Hasse mit Einführungen von J. Hasse, A. Janson, H. Schmitz, K. Schultheis (= *Natur – Raum – Gesellschaft*, Bd. 4), Frankfurt a. M. 2005.

Fragen zum *Allgemeinen der Stadt* provozieren. Zweitens grenzt sich die mögliche Aufgabe einer philosophischen „Arbeit“ am Gegenstand der Stadt von den Bezugspunkten ihres Verständnisses her ein. Dieses folgt (im Unterschied zum ersten phänomenologischen Weg) nicht dem „vitalen Elan“¹⁷ der individuellen Teilhabe an den performativen Strömen der *gelebten* Stadt, sondern den theoretischen Bezugspunkten eines philosophischen Stadt-Begriffs. Beide Aufgaben stellen sich aber nicht im Rahmen einer philosophischen Sub-Disziplin (etwa im Sinne einer „Stadt-Philosophie“), sondern als „Übung“ im reflektierenden Umgang mit einem pluralen Gegenstand. Dazu gehört explizit auch die ethische Reflexion aller die Stadt generierenden sozialen Prozesse.

Wie kaum ein anderer Gegenstand sind agglomerierte Siedlungsformen einem permanenten Wandel ausgesetzt, auf den neben kulturellen, politischen und ökonomischen Prozessen in der Gegenwart besonders technologische Innovationen einwirken. Die in Fragen der Stadtforschung erfahrenen wissenschaftlichen Disziplinen können in der Durchleuchtung sich verändernder Charakteristika urbanisierter Räume traditionellen und bewährten Wegen folgen. Die Philosophie steht hier vor der Aufgabe, eigene Wege (der Evozierung theoretischen und metatheoretischen Denkens wie praktischen Tuns) zu entdecken. Zum einen fordern die verschiedenen wissenschaftlichen Analysen und Projektionen die Reflexion aus *nicht*-fachlichen, übergeordneten Perspektiven, zum anderen stellt sich der Wandel von Stadt-Wirklichkeiten und -Realitäten auch als Herausforderung an eine urbanistische Philosophie, in deren Denken sich nicht nur der Gegenstand »Stadt« zeitgemäß widerspiegelt, sondern ebenso der *Denkstil* der Philosophie in gewisser Weise urban wird. Philosophie der Stadt wäre dann, weit über eine Philosophie des Urbanen hinaus, *urbanistische* Philosophie. Auch deshalb changiert die in ihren Umrissen offene Aufgabe, weil schon der Kern dessen umstritten ist, was Philosophie im Allgemeinen ausmacht (s. oben).¹⁸ Trotz dieser thematischen Unbestimmtheit ist zu erwarten, dass die Impulse einer philosophischen Hinwendung zur Stadt einen produktiv provokanten Charakter haben, dürften sie doch in aller Regel die paradigmatischen Grenzen sprengen, in denen sich die sozial- und anwendungsorientierte Stadtforschung bewegt.

Philosophie fände ihre Aufgaben nicht erst unter den Vorzeichen dunkel sich ankündigender Krisen und destabilisierender Steuerungsprobleme. Zwar bieten sich Verhältnisse „entspannter“ Zeiten scheinbar „leichter“ der ethischen Reflexion vorangegangener Entwicklungen an, als Phasen des aktuellen Umbruchs. Mit Nachdruck

17 Vgl. E. Minkowski, *Die gelebte Zeit*, Bd. I., Über den zeitlichen Aspekt des Lebens (zuerst 1933); ins Deutsche übersetzt von M. Perrez und L. Kayser, Salzburg 1971.

18 Karl Jaspers merkte zu diesem Dilemma einmal an: „Man erwartet von ihr außerordentliche Aufschlüsse oder läßt sie als gegenstandsloses Denken gleichgültig beiseite“; K. Jaspers (s. A 5), S. 81.

reklamiert sich aber eine „unbequeme“ philosophische Durchquerung *beruhigter* Situationen des Städtischen und damit ein Begleitdiskurs,¹⁹ in dem die Thematisierung dessen eine herausragende Rolle spielt, was noch *nicht* unter dem Druck drängender Problemlösungen steht. Philosophie mag im oben genannten Sinne und im Unterschied zu anwendungsbezogenen Disziplinen „gegenstandslos“ sein, weil sie sich nicht wie die Medizin, Physik oder Soziologie in einem thematisch und methodologisch begrenzten Korridor bewegt.²⁰ Es ist jedoch gerade diese Offenheit, die sie in gewisser Weise für die Mitwirkung an einer Fragen evozierenden Reflexion der Stadt wie des Städtischen prädestiniert. Dies auch deshalb, weil sie frei von der Pflicht zur Findung *praktischer* Lösungen ist und daher offen für eine Sicht auf Verhältnisse, die der Aufmerksamkeit pragmatischer Zünfte allzu leicht entgeht.

Damit käme ihr die eingangs angesprochene Orientierungsfunktion zu; sie könnte helfen, die Bewusstwerdung von Bedeutungen zu forcieren, ohne „letztendliche“ Klärungen anzubieten. So könnte sie den urbanen Prozess der permanenten Wandlungen in lebensweltlichen und systemischen Feldern auf nachhaltige Weise zu denken geben. Dieser Weg ließe sich auf mindestens zwei Arten abschreiten. Zum einen auf dem der Reflexion von Begriffs-Gebilden, und zum anderen auf dem der „Autopsie“ kollektiven Betroffen-seins von dem, was diese Begriffe bezeichnen. Mit anderen Worten: Man kann die Bedeutung prekärer Lebenslagen in neoliberalen Metropolen aus der theoretischen Logik des Gegenstandes erklären, man kann sich (daneben) aber auch dem Stadt-Erleben der sich in solchen prekären Lebenslagen befindenden Menschen verstehend zuwenden. Selbst für Hermann Schmitz, dessen Philosophie dem Ziel zustrebt, Philosophieren nicht mit „Konstruktionen und Projektionen unserer kulturspezifischen Vergegenständlichung“ zu beginnen, sondern mit der genauen „Beobachtung und Begriffsbildung zum ursprünglichen, unwillkürlichen Betroffensein“,²¹ hat die Analyse von Systemen, Konstruktionen und Konstellationen in einer durch komplexe Systeme strukturierten Welt ihren unbestreitbaren Sinn. Dabei darf nicht übersehen werden, dass angesichts des methodologischen Spektrums innerhalb der transdisziplinären Stadtforschung der *phänomenologische* Weg am äußersten Rand potentiell in Frage kommender theoretischer Orientierung liegt. Umso mehr verdient er aber die erkenntnistheoretische Aufmerksamkeit, weil er eine Sensibilität gegenüber gelebten Wirklichkeiten der Stadt vermittelt, die auch der wissenschaftlich-analytischen Krisendiagnose von Nutzen sein kann.

19 Vgl. H. Ottmann, Platon, Aristoteles und die neoklassische politische Philosophie der Gegenwart, in: Information Philosophie, Heft 4/2006, S. 20-30, hier S. 21.

20 Vgl. i.d.S. auch T. Eden/J. Nida-Rümelin, Einführung, in: J. Nida-Rümelin/T. Eden (Hrsg.), Philosophie der Gegenwart in Einzeldarstellungen, Stuttgart 2007, S. I-XXXII, hier S. XV.

21 H. Schmitz (s. A 4), S. 1.

Als Begriff existiert die Stadt vor allem in theoretischen Konstruktionen. Im Mitsein im urbanen Kosmos, im Wohnen am unteren oder oberen Rand der Gesellschaft, verblassen die *diskursiven* Mächte gegenüber vitalen Situationen, in deren Fluss sich Lebensbedeutsamkeiten von selbst entspinnen – verführerisch als luxurierende Option oder bedrohend als Verfinsterung vitaler Lebensperspektiven. Umso mehr gerät gerade eine „hypertheoretische“ Zunft wie die Philosophie unter den Druck der Selbstrechtfertigung, sobald sie sich an den Rand der Einmischung in die Stadt als vieldimensionalen Prozess bewegt. Die erste Aufgabe einer sich dem Gegenstand »Stadt« widmenden Philosophie ließe sich in ähnlicher Weise beschreiben, wie das Jörg Gleiter einmal für die Philosophie der Architektur getan hat, nämlich in der Klärung dessen, was „Inhalt und Ziel der Philosophie“²² der Stadt überhaupt sein könnte. Notwendigerweise generiert dieser Prozess nicht nur distanzierte Themen nüchterner „Sachlichkeit“. Urbanistische Philosophie käme auch dem nahe, was Sokrates in seiner Verteidigungsrede als tief sitzende Furcht der Athener ansprach: „Ihr habt jetzt so gehandelt, weil ihr glaubtet, ihr würdet euch dann nicht mehr wegen eurer Lebensführung ausfragen lassen müssen“.²³ Vielleicht lässt sich in solchem Ausfragen über städtische Lebensformen sogar eine Essenz dessen ausmachen, worauf urbanistische Philosophie in ihrer konsequentesten Form hinauslaufen könnte – auf eine praktische und gelebte Philosophie, die sich die Städter in der Legitimation ihrer Lebensstile wie ihrem Streben nach Zielen selbst schuldig sein müssten.

Urbanistische Philosophie reklamiert sich auch als ein politisches Projekt im Sinne eines Bedenkens jener gemeinschaftlich geteilten aber doch diffus-hintergründigen und selbstverständlichen Übereinkünfte in der Reproduktion von Lebensformen, die im lokalen wie globalen Maßstab einem desaströsen Programm folgen, weil sie von den Ressourcen der Natur wie denen der sozialen Welt mehr nehmen als für nachfolgende Generationen zurücklassen, geschweige denn zurückgeben. Wie sich der Ort der platonischen Akademie nicht in der Mitte des antiken Athens befand, so entsprach auch das, was aus der Kraft ihres Denkens entsprang, nicht dem, was die Mitte der Stadtgesellschaft hören wollte.²⁴ Als Instanz freien und kritischen Denkens richtet sie den Stachel des Bedenklich-Machens gegen die Denk- und Fühlstile des herrschenden Zeitgeistes.

22 J. H. Gleiter, *Conditio architectonica*: Zum Verhältnis von Philosophie und Theorie der Architektur, in: J. H. Gleiter/L. Schwarte (Hrsg.), *Architektur und Philosophie*, Bielefeld 2015, S. 39–45, hier S. 39.

23 Sokrates, *Apologie*, zit. bei E. Martens, *Stechfliege Sokrates. Warum gute Philosophie wehtun muss*, München 2015, S. 27.

24 Vgl. dazu auch P. Sloterdijk, *Die Akademie als Heterotopie. Rede zur Eröffnung des Wintersemesters an der HfG Karlsruhe*, in: M. Jongen (Hrsg.), *Philosophie des Raumes. Standortbestimmungen ästhetischer und politischer Theorie*, München 2008, S. 23–31, hier S. 29.

Zum Beispiel: »Urbanität«

Der Begriff der Urbanität ist in soziologischen oder der Soziologie nahen Diskursen über die Stadt von zentraler Bedeutung. Allein seine Offenheit fordert zu einer das Gewohnte verfremdenden Rekapitulation, wenn nicht Revision heraus. Sein grundlegendes Verständnis wird in einem Beitrag von Louis Wirth zum Thema „Urbanität als Lebensform“²⁵ umrissen. Der Text verlangt insofern immer wieder die grundlegende Debatte, als Urbanität darin weitgehend unterbestimmt bleibt: „Je größer, je dichter besiedelt und je heterogener eine Gemeinde ist“, desto stärker werden „die mit Urbanität assoziierten Merkmale“ hervortreten.²⁶

Bemerkenswert ist Wirths Charakterisierung von Urbanität als *Lebensform*. Diese ist folglich auch nicht am morphologischen Bild der Stadt zu erkennen, sondern an der Art und Weise, wie die Stadtbewohner und -benutzer ihre Stadt leben. Doch haben auch die physisch-realen Strukturen der Stadt ihren Einfluss auf die Herausbildung der Art und Weise, wie dieses Leben geführt wird und geführt werden kann. Auch die sozialen Organisationssysteme einer urbanen Gesellschaft und deren „Bestand an Haltungen und Gedanken“²⁷ sind mit der materiellen Ausstattung des physischen Stadt-Raums verklammert. Insgesamt enthält sich Wirths Urbanitäts-Begriff einer Verknüpfung mit Normen oder normativen Utopien. Auch bei Georg Simmel stellt sich Urbanität nicht als Norm dar, sondern als stadtkulturelles Vermögen, mit den Bedingungen der Großstadt auf situationsangepasste Weise zu leben. Wenn er resümiert: „Es ist die Funktion der Großstädte, den Platz für den Streit und für die Einigungsversuche“²⁸ herzugeben, so drücken sich darin allein Ergebnis wie Notwendigkeit einer analytischen Würdigung der Transformationen des Individuums auf dem kulturhistorischen Hintergrund der Werte des 19. Jahrhunderts aus.

In Wirths Begriff von Urbanität als einer Lebensform kommt vor allem die psychische Disposition der Stadt-Menschen zur Bewältigung der speziellen Anforderungen zur Geltung, die sich aus der extremen Komplexität, Lebendigkeit und Dichte der Stadt ergeben. Hierin steht ein Vermögen zur Integration des Vielen und Heterogenen sowie des Eigenen und Fremden im Mittelpunkt. Auch Simmel hatte schon die vom Städtischen ausgehenden *affektiven* Zumutungen herausgestrichen; er sprach vom Seelenleben, dem Gemüt, gefühlsmäßigen Beziehungen, von Gleichgültigkeit, einer Steigerung des Nervenlebens sowie von Blasiertheit und Gleichgültigkeit im Umgang

25 L. Wirth, Urbanität als Lebensform (zuerst 1938), in: U. Herlyn (Hrsg.), Stadt- und Sozialstruktur, München 1974, S. 42-66.

26 Ebda., S. 49.

27 Ebda., S. 58.

28 Vgl. G. Simmel (s. A 9), S. 132.

mit dem Fremden. Er thematisierte eine psychische Grundkonstitution, die sich in besonderer Weise durch eine gewisse Mischung aus Nähe und Distanz bzw. Präsenz und Abschirmung auszeichnet. Eine *Norm* für die Gestaltung urbanen Lebens war damit aber nicht gesetzt.

In einem letzten Beispiel sei Henri Lefèbvre bemüht, für den die Stadt ein „rationales Delirium“²⁹ ist (womit abermals affektive Dimensionen anklingen). Das Urbane ist für ihn als „Phänomen der Verstädterung“³⁰ [...] eine reine Form: der Punkt der Begegnung, der Ort einer Zusammenkunft, der Gleichzeitigkeit. Diese Form hat keinerlei spezifischen Inhalt, aber alles drängt zu ihr, lebt in ihr.“³¹ Wenn er schließlich dazu auffordert: „Die *Form* selber, die ein *virtuelles* Objekt, das Städtische, die Begegnung und Versammlung sämtlicher vorhandener und möglicher Objekte und Subjekte hervorgebracht hat, muß erforscht werden“,³² so besticht auch hier die nüchterne Distanz gegenüber der Versuchung, das turbulente Chaos der Stadt normativ bändigen zu wollen.

In aktuellen Urbanitäts-Debatten steht „Urbanität“ indes mitunter auf dem Grat zwischen dem, was Menschen tun, wenn sie unter der Bedingung metropolitaner Turbulenz leben und dem, was *normativ* von ihnen zu erwarten sei. Für Häußermann und Siebel ist die Stadt „ein Ort, wo verschiedene Lebensweisen, Anschauungen und Kulturen nebeneinander existieren können und zugleich in produktiven Austausch zueinander treten.“³³ Dabei wird die „Figur des Fremden [als] der Kern aller soziologischen Definition von Urbanität“³⁴ herausgestrichen. Während sich normative Ambitionen hier in gewisser Weise noch in der Latenz befinden, treten sie bei Walter Siebel dann stärker in den Vordergrund, wenn er angesichts mächtiger Migrationsströme die Zukunftsfähigkeit der Städte von der Fähigkeit zur Integration abhängig macht und in diesem Zusammenhang nicht auf die Kräfte gesellschaftlicher Selbstregulation baut, sondern „die Notwendigkeit lokal differenzierter Politiken angesichts zunehmend differenzierter und individualisierter Problemlagen und neuer Steuerungstechniken eines aktivierenden Sozialstaats“³⁵ ins Spiel bringt. Zumindest essentielle *Merkmale* von Urbanität tauchen nun in der Gestalt von Normen auf. Bemerkenswert ist in Siebels Plädoyer aber nicht nur der latent normative Imperativ, sondern auch die dem ordnenden Staat zugedachte Rolle. Henri Lefèbvre brachte dem Staat im Unter-

29 H. Lefèbvre, *Die Revolution der Städte* (zuerst 1970), Frankfurt a.M. 1990, S. 127.

30 Ebda., S. 129.

31 Ebda., S. 128.

32 Ebda., S. 132.

33 H. Häußermann/W. Siebel, *Stadt und Urbanität*, in: *Merkur*, Nr. 577 (1997), S. 293-307, hier S. 303.

34 Ebda., S. 305.

35 W. Siebel, *Die europäische Stadt*, in: F. Eckhardt (Hrsg.), *Handbuch Stadtsoziologie* Wiesbaden 2012, S. 201-211, hier S. 210.

schied dazu nicht das mindeste Vertrauen entgegen: „Die Illusion des Staates besteht aus einem kolossalen und lächerlichen Projekt. Der Staat soll imstande sein, die Angelegenheiten von Dutzenden von Millionen von Subjekten zu leiten.“³⁶ Dieser Zweifel bezieht sich nicht nur auf die geringen Erfolgsaussichten in der Steuerung immenser Menschenmengen, sondern auch auf deren allein in Grenzen ansprechbare *Rationalität*, welche zumindest *demokratische* Steuerung aber voraussetzt, wenn sie nicht in Dissuasion, Verführung und ideologischer Manipulation entgleisen soll.

An diesem Punkt reklamiert sich die *philosophische* Debatte zur Bedeutung einer anthropologisch existenziellen Dimension des „Menschlichen“ im urbanen Leben der Stadt, nämlich zur Macht der Gefühle im (autopoietischen) Prozess der Konstitution von Urbanität. Dies umso mehr, als das vorherrschende Denken über Stadt und Urbanität sowohl im populären gesellschaftlichen, wie im wissenschaftlichen Diskurs weitgehend ohne die philosophisch reflektierte Thematisierung von Gefühlen auszukommen glaubt. In den meisten soziologischen Urbanitäts-Theorien bzw. -Theesen wird auf die Diskussion der Rolle von Gefühlen offensichtlich kein Wert gelegt, obwohl der „Habitus“³⁷ einer Stadt – als Ausdruck ihrer urbanistischen Verfassung – doch in seinem Verständnis nie auf Äußerliches beschränkt werden kann, sondern die gefühlsmäßige Stimmung des großstädtischen Menschen einschließt. Gerade in Freizeit und Konsum, aber auch ganz unspezifisch im Zusammenleben der Menschen, stellt sich die Macht der Gefühle schlechthin als etwas geradezu Statisch-Essentielles heraus.³⁸ Auch im neuerdings stärker normativ orientierten Urbanitäts-Denken spielen Gefühle eine zentrale wenn auch explizit nicht diskutierte Rolle, verlangen Normen um ihrer Anerkennung doch einer emotionalen Verinnerlichung.

Gerade die weitgehende Ausblendung des nicht-*denkenden*, sondern sein herumwirkliches Milieu spürenden und atmosphärisch wahrnehmenden Menschen macht darauf aufmerksam, dass Urbanität (nicht erst zuletzt) eine affektive Dimension hat, wie das ja unter anderem Simmel auch schon herausgestellt hat. Damit kommt aber nicht der in poststrukturalistischen Debatten modisch gewordene Begriff des „Körpers“ in den Blick, sondern der phänomenologische Begriff des *Leibes*. Mit anderen Worten: Urbanität kann allein als intellektualistisches Projekt rationaler Stringenz und Körper-Logistik nicht gelingen, entspinnt sich vielmehr *situativ* in Prozes-

36 H. Lefèbvre (s. A 29), S. 162.

37 Vgl. R. Lindner, Der Habitus der Stadt – ein kulturgeographischer Versuch, in: Petermanns Geographische Mitteilungen, 147 (2003) Heft 2, S. 46-54.

38 Deshalb stehen sie auch in der „Dialektik der Aufklärung“ bei Adorno und Horkheimer (insbesondere in der „Kulturindustrie“) an zentraler Stelle. Und gerade in den gegenwärtigen politischen Debatten haben sie ein großes Gewicht; vgl. Th. W. Adorno/M. Horkheimer, Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug, in: Th. W. Adorno/M. Horkheimer (zuerst 1947), Dialektik der Aufklärung, Frankfurt a. M. 1971, S. 108-150.

sen „leiblicher Kommunikation“ im Sinne von Hermann Schmitz, also in gemeinsam gelebten Situationen, in denen sich die Menschen intuitiv, atmosphärisch und gefühlsmäßig auf andere und Anderes einlassen. Es versteht sich, dass Wünsche und Hoffnungen, aber auch Begierden, Lüste und Ängste vom Leben im urbanen Milieu der Stadt nicht zu trennen sind und im Prozess der Konstitution wie Konstruktion urbaner Räume Beachtung verdienen. Umgekehrt hieße dies aber auch, dass nur der kleinste Teil dessen, was ein gemeinsames, friedliches und produktives Leben (in) der Stadt ausmacht, bewusst „ausgehandelt“ wird. Der Boden stummer Übereinkünfte zum Beispiel zum toleranten Umgang mit Fremden bildet sich (weit diesseits politisch-programmatisch gesetzter *Akzeptanz*-Normen) in *situativen* Milieus unmittelbarer zwischenmenschlicher Begegnung.

Es dürfte kein Zufall sein, dass ausgerechnet eine *asiatische* Literaturwissenschaftlerin die zentrale Bedeutung der Gefühle im urbanen Leben herausstreicht.

„Emotional citizenship functions both as an adjective that describes features of citizenship and so as a tool of analysis for studying the emotional representations and subjectivities that give rise to the politics of citizenship.“³⁹

Für einen weitgehend normenfreien Gebrauch des Begriffes und städtebaulichen Programmes »Urbanität« spricht sich auch Klaus Selle aus. „An die Stelle eines Bildes von ‚Verfall und Ende‘ sollte daher das eines kontinuierlichen Wandels treten. Gesellschaftliche Anforderungen und städtische Räume finden – nicht ohne Reibungen und Konflikte – stets aufs Neue zueinander.“⁴⁰ Insbesondere die *autopoietische* Transformation spätmoderner Stadtgesellschaften spricht für eine Normen gegenüber distanzierte Handhabung des Urbanitäts-Begriffes. An der Unverfügbarkeit sich selbst regulierender Prozesse liegt es letztlich auch, dass politische Versuche im Großen und Ganzen scheitern, wenn sie Normen setzen, die über die Definition faktischer Verhältnisse hinausgehen und auf *affektive* Zustimmung bauen. Im phänomenologischen Blick auf Urbanität käme es ganz wesentlich auf die Erforschung von *Lebendigkeit* an, in deren performativem Strömen sich Urbanität herauskristallisiert – in den verschiedenen Städten auf je eigene Weise.⁴¹

39 E. Lynn-Ee Ho, Constitution Citizenship Through the Emotions: Singaporean Transmigrants in London, in: Annals of the Association of American Geographers, 99 (4) 2009, pp. 788-804, hier S. 801.

40 K. Selle, Öffentliche Räume in der europäischen Stadt. Verfall und Ende oder Wandel und Belebung? Reden und Gegenreden, in: W. Siebel, Die europäische Stadt, Frankfurt a. M. 2004, S. 131-145, hier S. 145.

41 Vgl. auch J. Hasse (s. A 15). Schon Wölfflin wies 1886 in seinen Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur darauf hin, dass die gebaute Welt – dasselbe gilt im Prinzip für die ästhetische (Um-)Gestaltung der Stadt – unaufhebbar mit Gefühlen zu tun habe. „Unterdrückung des Ausdrucks ist Unterdrückung des Affekts“; H. Wölfflin, Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur (zuerst 1886), mit einem Nachwort zur Neuausgabe von J. Cepl, Berlin 1999, S. 13.

Wenn Urbanität schließlich in ihrer Differenzfreudigkeit die Einheit der Stadt in der geradezu chaotischen Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten, Formen und Lebensstile verbürgt und das riskante Mitschwimmen im Rausch ihrer Versuchungen am Faden der Gefühle hängt, dann spricht dies umso mehr für die kritische, philosophische Reflexion eines weithin intellektualistisch diskutierten Urbanitäts-Begriffs.

4. Die Stadt als Ort der Philosophie

Platon hatte die Stadt als *einendes* Gebilde gedacht. Insbesondere in der Gegenwart verbindet sich mit der schnell zunehmenden Pluralität der Lebensformen und -stile sowie der sich verschärfenden sozialen Gegensätze und Spannungen die Gefahr der Erlahmung einender Kräfte, vor allem, wenn ihnen der Druck durchsetzungsfähiger Privilegien entgegensteht. Das urbanitätsimmanente wie Urbanität erst garantierende Vermögen der Einigung bedarf deshalb der *strukturellen* Sicherung seiner Potenz, die wiederum eine ganze Reihe *pathischer* Dispositionen im Umgang mit Gefühlen einschließt. Dabei spielt das „Ausfragen“ der Städter nach ihrer Lebensführung (s. oben) vielleicht die zentrale Rolle. Ausgerechnet in den großen von Disparitäten gezeichneten Städten könnte solches philosophisch vermittelte Ausfragen als eine Form der Kritik im Unterschied zur sozial überschaubaren Welt der Kleinstadt gelingen, weil in ihnen weniger *individuelle Personen* am Pranger stünden, als *strukturelle Verhältnisse* zu einer Sache der notwendigen Verständigung und Einigung würden.

Verantwortung für die Sicherung der Voraussetzungen gelingender Stadtentwicklung spiegelt sich schon im Entwurf der Stadt Alexandria durch Alexander den Großen 330 vor der Zeitrechnung wider.⁴² So dürfen die infrastrukturellen Anlagen und speziellen, gleichsam heterotopen Bauten der Stadt nicht nur als „Knoten“ einer utilitären Raumordnung angesehen werden. Sie sind auch Ergebnis einer praktischen Philosophie der Stadt. In diesem Sinne spiegeln die Zysternen in ihren gigantischen Ausmaßen ein bedachtes Mensch-Natur-Verhältnis unter der Bedingung der räumlichen Konzentration von Menschen auf engem Raum wider, die Opferstätten und heiligen Orte in den Tempeln das Verhältnis zu den Göttern, die Nekropolen die Beziehung der Lebenden zu den Toten wie dem Tod und die Einrichtung einer Bibliothek das reflexive Verhältnis der Stadt-Gesellschaft zu sich selbst. Indem die heiligen Bereiche der Stadt als mythische Räume mit utopischen Narrativen aufgeladen waren, stehen auch sie für eine selbstreflexive Beziehung der antiken Menschen, die über das Bedenken des nur tagtäglich Nützlichen und praktisch Gebotenen weit hinaus gegangen ist. Aber nicht allein in der antiken Stadt folgte die nachdenkende Reflexion der rich-

42 Vgl. M. Clauss, Alexandria. Eine antike Weltstadt, Stuttgart 2003.



Abb. 3: Neue Städte – nur scheinbar perfekte Gebilde; Foto: J. Hasse.

tungsweisenden Orientierung der Mythen. Auch in der Gegenwart ist die formelle wie informelle, gleichsam situative und performative „Evaluation“ von Stadtentwicklung nicht frei von der Einmischung mythisch verklärter Mächte. Zum einen vermitteln religiöse Ordnungen nach wie vor die Kristallisation leitender kultureller Werte – im islamischen Raum treten sie offen zu Tage, im westlichen Kulturkreis wirken sie oft verdeckt aus einem diskursiven „Außen“. Zum anderen spielen kultur- und zivilisationshistorisch gewachsene *Große Erzählungen* säkularen Charakters (wie Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden und Solidarität) eine nicht minder richtungsweisende Rolle.

Die Synchronisierung der pluralen und stets mit Interessen verbundenen normativen Ordnungen gesellschaftlichen Lebens ereignet sich praktisch nur *ausnahmsweise* in einem sozialen Raum der Transparenz und unter der Bedingung der Übersichtlichkeit. Die Stimmung des Ganzen einer Gesellschaft, einschließlich aller ihrer Widersprüche, geschieht am Ort ihrer maximal chaotischen Dynamik – inmitten der großen Stadt. Der Ort der Akademie lag in der Antike in der Stadt (wenn auch nicht in deren Mitte) und nicht auf dem Lande. Philosophie hatte auch deshalb einen ausgeprägt *urbanen* Charakter. Und so betrieb Sokrates seine Philosophie auf den Straßen und Plätzen von Athen – heute würde man sagen „im öffentlichen Raum“. Das Plädoyer für eine urbanistische Philosophie knüpft letztlich nur an einem alten Selbstverständnis der Philosophie an.

Philosophie und Stadt

I.

Philosophie der Polis – Politische Philosophie

Seitdem sich die Philosophie den menschlichen Angelegenheiten zuwandte (dem, was die Griechen *ta anthropina* nannten), also seit der Zeit der Sophistik und Sokratik, spielt die Stadt in der europäischen Philosophie, ihre politische Praxis und Ethik, eine zentrale Rolle.¹ Welche Form des Zusammenlebens in der Stadt ist wünschenswert, welche Kompetenzen sind dafür erforderlich, welche baulichen Voraussetzungen müssen gegeben sein? Die Stadtverwaltung Athens versuchte, dem Trend der wachsenden Ungleichheit und der zerstörerischen Wirkung, die Ungleichheit auf den Zusammenhalt der Stadt hat, durch bauliche Vorgaben entgegen zu wirken. Eine der Maßnahmen war die Aufteilung der Grundstücke in gleicher Form und gleicher Größe, eine andere, die Höhe der Grabdenkmäler zu beschränken.

Die gemeinsame Verpflichtung der Bürgerschaft, die Getreidespeicher für Notzeiten zu füllen und die Tragödienaufführungen zu finanzieren, kann als Ursprung kommunaler Steuern in unserem Kulturkreis angesehen werden. Die besondere Pointe liegt darin, dass hier zwei zentrale Gemeinwohl-orientierte Praktiken zur Keimzelle urbaner Kooperation werden: Alle an der avanciertesten kulturellen Praxis der Zeit teilhaben zu lassen und Mittel bereitzustellen, um Tausende von Tragödien-Produktionen zu finanzieren auf der einen Seite und für die Armen in Notzeiten vorzusorgen auf der anderen Seite. Später führt Rom, die Metropole eines gewaltigen Imperiums, die städtische Verantwortung für Freibäder, Kanalisation und Massenunterhaltung ein; die Armenspeisung bleibt erhalten, die kulturelle Praxis wird jedoch zunehmend für politische Zwecke instrumentalisiert.

In der italienischen Renaissance wird dieses Motiv wieder aufgenommen.² Die geordnete Stadt als Ausdruck von Bürgertugenden und Fürsten-Ethos. Außerhalb der Stadtmauern gilt das Recht des Stärkeren, herrscht Willkür und Gewalt, aber inner-

1 Der locus classicus ist das zweite Buch der *Politeia* Platons, wo die paradigmatische Geschichte der Stadt zum Ausgangspunkt einer umfassenden Theorie der Gerechtigkeit wird, vgl. *Platon, Politeia*, Buch IV.

2 Besonders eindrücklich in einem Fresko von Ambrogio Lorenzetti symbolisiert; siehe Abb. 1.

halb der Stadtmauern lässt sich ein ziviler Friede etablieren. Die abgestufte ständische Ordnung äußert sich in Distinktionen der Kleidung und des Lebensstils, die städtische Bürgerschaft ist keine Gemeinschaft der Freien und Gleichen, aber über alle Unterschiede hinweg entstehen Banden des gemeinsamen Bürgerstolzes in der Verteidigung und Abgrenzung nach Außen, in den wirtschaftlichen kulturellen Leistungen der Stadt und des alltäglichen Zwangs zu einer Praxis des zivilen Umgangs auf engem Raum. Die italienische Renaissance, der Rückgriff auf antike Polis-Ideale und römische Staatspraxis, ist ambivalent, sie ist der Ursprung moderner Urbanität und säkularer Staatlichkeit, sie verbindet humanistische Ideen mit praktizierter Stadtkultur, zugleich wird einer ihrer bedeutendsten Denker, Machiavelli, zum großen Zerstörer der normativen politischen Theorie. Bei ihm scheinen alle ethischen Fragen in Fragen der Macht-Technik überführt zu werden. Die souveräne Machtausübung des Fürsten über seinen mittelitalienischen Stadtstaat wird allerdings nicht nur im Eigeninteresse des Fürsten selbst gedacht, sondern auch im Interesse seiner Untertanen.³ Der philosophische Politikberater Machiavelli kann insofern auch als Vordenker staatlicher Souveränität gelesen werden. Während die alte normative Ordnung der Stadt und des Staates eingebettet in christliche Eschatologie und thomistischen Aristotelismus zusammenbricht, zeichnet sich am Horizont eine neue Legitimation durch die Gemeinschaft der freien und gleichen Bürger ab. Während die alte Ordnung auf den vorgegebenen Strukturen von Natur und diese wiederum auf dem Willen des Schöpfer-Gottes beruht, weist das neue Paradigma der politischen Ordnung den Gedanken einer natürlichen Herrschaft von sich und ersetzt ihn durch allgemeine rechtfertigende Zustimmung.

Thomas Hobbes gilt als Theoretiker des Absolutismus, zugleich aber legt er die Grundlagen der modernen demokratischen politischen Ordnung. Menschen sind, bei allen Unterschieden an Körper- und Geisteskräften, frei und gleich geboren. Jede Herrschaft von Menschen über Menschen muss auf rationale Zustimmung gegründet sein. Wenn der zivile Frieden durch ein staatliches Gewaltmonopol gesichert ist, dann werden die Menschen miteinander Handel treiben und die Künste und Wissenschaften werden davon profitieren. Erst der zivile Frieden ermöglicht die prosperierende Gesellschaft. Konkurrierende Gerechtigkeitsvorstellungen dürfen keine Rolle spielen. Die Kirchen sollen sich um das Seelenheil ihrer Mitglieder kümmern und sich aus der Politik raushalten. Was gerecht ist, bestimmen die Gesetze des Souveräns. Dieser muss keine Einzelperson sein, sondern kann auch aus einer Versammlung bestehen, die Gesetze beschließt. Mit dem Hobbes'schen Paradigma des zivilen Friedens etabliert sich die sogenannte Vertragstheorie als Legitimationsmodell der

3 N. Machiavelli, *Il Principe*, 1532; dt.: *Der Fürst*, Stuttgart 1978.



Abb. 1: Ambrogio Lorenzetti, Allegorie der guten Regierung in der Stadt, ca. 1337-40, Freskenzyklus im „Saal des Friedens“, auch bekannt als „Saal der Neun“, 7,7 x 14,4 m, Palazzo Pubblico, Siena; Quelle: *wikipedia*.

politischen Ordnung. Die substanziellen Gerechtigkeitsvorstellungen der Antike und des Mittelalters werden ausgedünnt und auf Gesetzestreue und staatliches Gewaltmonopol reduziert.

Das Problem dieser Sichtweise ist die weitgehende inhaltliche Entleerung: Gerechtigkeitsfragen erübrigen sich in der rechtspositivistischen Praxis, der Willkür des Gesetzgebers sind keine Grenzen gesetzt und die rationale Zustimmung beschränkt sich auf die Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung.⁴ Während die Philosophie der Stadt von Platon und Aristoteles die Tugenden des Einzelnen mit den Tugenden der Stadt in Verbindung brachten – bei Platon in Gestalt der These der Strukturgleichheit einer harmonischen beziehungsweise gerechten Einzelseele und der harmonischen beziehungsweise gerechten Stadt⁵ und bei Aristoteles in der kühnen Idee politischer Freundschaft, die eine Form der freiwilligen Kooperation zum Wohle der Stadt trägt, wobei Freundschaft eine spezifische Form der Tugend ist, die darin

4 T. Hobbes, *Leviathan ore the Matter, Forme and Power of a Commonwealth, Ecclesiasticall and Civill*, 1651; dt.: *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*, Frankfurt a.M. 1984.

5 Vgl. *Platon* (s. A 1).

zum Ausdruck kommt, dass das Wohl des Anderen das Ziel des eigenen Handelns ist, und nicht das eigene⁶ – ist die Ethik der Moderne ausgedünnt, ihre Ressourcen sind mit dem Verschwinden des christlichen Naturrechts aus der öffentlichen Sphäre im Zuge der Säkularisierung versiegt.

So bleiben nur zwei Optionen: Die erste besteht in einem vollständigen Abschied von aller Philosophie der Stadt und die zweite in ihrer utilitaristischen Rekonstruktion. Die erste wird im Laufe der Zeit in merkantilistischen und ökonomistischen, in sozialistischen und speziell marxistischen, schließlich in technokratischen Varianten entwickelt. An die Stelle einer Philosophie der Stadt tritt das Vertrauen in ökonomische Rationalität, in die Eigendynamik des Klassenkampfes oder die Systemlogik technischen Fortschritts. Die zweite Option, die utilitaristische, verbindet die reduzierte Anthropologie der Moderne, wonach der Mensch ein Nutzen optimierendes Wesen sei, mit dem Universalismus der Moderne, wonach jeder Mensch gleich viel zählt. Diese Verbindung führt zum moralischen Imperativ aller politischen Praxis, der Optimierung der Summe des individuellen Wohlergehens. Das utilitaristische Programm ist zunächst beschränkt auf die politische Praxis, bei ihrem Gründer vater Jeremy Bentham sogar auf die Prinzipien der Gesetzgebung,⁷ der Utilitarismus ist zunächst keine Individual-Ethik. Die Paradoxa utilitaristischer Theorie⁸ treten daher zunächst nicht in Erscheinung. Wenn die einzelne Person sich am utilitaristischen Prinzip orientiert, ist sie nicht mehr in der Lage, eigene Projekte zu verfolgen, mit anderen zu kooperieren, Bindungen einzugehen, sprich ein eigenes, sinnerfülltes Leben zu leben. Das utilitaristische Prinzip als regulative Idee der politischen Praxis dagegen erscheint dem reformerischen und aufklärerischen Geist, zunächst Schottlands, dann der ganzen englischsprachigen Welt, als einzige rationale Ethik politischer Praxis. An was sonst sollte sich diese orientieren, denn am allgemeinen Wohl? Und wie sonst sollte man das allgemeine Wohl bestimmen, denn als Summe des individuellen Wohls? Die Philosophie der Stadt muss, so scheint es, utilitaristisch sein und sie muss alle Ressourcen mobilisieren, um das gemeinsame Wohl, die Nutzen-summe, zu maximieren.

In seinen Gründerjahren geht der Utilitarismus eine Verbindung mit dem Liberalismus und der sozialreformerischen Praxis ein.⁹ Es ist die Hoffnung der frühen Utilitaristen, dass mehr Freiheit zu mehr Wohlfahrt führt, dass staatliche Gängelung,

6 *Aristoteles*, Nikomachische Ethik, Buch VIII.

7 *J. Bentham*, *Introduction to the Principles of Morals and Legislation*, 1789; dt.: *Einführung in die Prinzipien der Moral und der Gesetzgebung*, Saldenburg 2013.

8 Diese habe ich ausführlich diskutiert in: *J. Nida-Rümelin*, *Kritik des Konsequentialismus*, München 1995.

9 Besonders eindrucksvoll bei *J. S. Mill*, *Utilitarianism*, 1863 und *ders.*, *On Liberty*, 1859.

Grenzen, Zölle, Einschränkungen, die Wohlfahrt behindert.¹⁰ Zugleich aber wird das Augenmerk auf diejenigen gerichtet, denen es schlechter geht, nicht auf diejenigen, die reich oder mächtig sind. Es ist die große Zahl der schlechter Gestellten, die nun in der Nutzen-Aggregation gewichtig wird. Wer die Nutzensumme maximieren will, muss in erster Linie das Los der Leidgeprüften, der Abhängigen, derjenigen mit unzureichender Bildung, verbessern. Die utilitaristisch inspirierten Sozialreformen zielen auf öffentliche Infrastruktur, auf staatliche Bildungsanstrengungen und Wohlfahrtspflege. Erst seit Ende des 19. Jahrhunderts treten Liberalismus und Sozialismus, die Freiheitsidee und das allgemeine Wohl, die Staatsskepsis und die Staatsgläubigkeit in Europa auseinander, während diese Verbindung in den USA bis auf die heutige Zeit fortlebt. *Liberalism* in den Vereinigten Staaten ist links von der Mitte und plädiert für staatliche Investitionen in Bildung, Soziales und Infrastruktur. In den USA sind es die sogenannten Neo-Konservativen (*neocons*), die das radikal-liberale Erbe beanspruchen.

Was könnte systematisch betrachtet gegen eine utilitaristische Ausrichtung der Stadtpolitik, der Stadtplanung, der kommunalen Daseinsvorsorge, der städtischen Infrastruktur, der städtischen Wohnungsbaugesellschaften und Sozialeinrichtungen etc. sprechen? Zuvörderst, und das mag überraschen, ist es das Demokratie-Prinzip. Alle Macht geht, so will es unsere Verfassung, vom Volke aus, in der Stadt also von der Stadt-Bürgerschaft, der Gesamtheit derjenigen, die in dieser Stadt leben und meist auch in ihr arbeiten. Politische Selbstbestimmung in der Stadt verbindet Zivilgesellschaft und staatliche Institutionen weit enger als jede andere Form der politischen Praxis. Die für eine vitale Demokratie erforderliche zivilgesellschaftliche Basis, die Bereitschaft der Bürgerinnen und Bürger, sich zu engagieren, sich für die Angelegenheiten ihrer Stadt, ihres Stadtviertels, ihrer Nachbarschaft, einzusetzen, ist hier weit essentieller als irgendwo sonst. Die Bereitschaft zu zivilgesellschaftlicher Kooperation ist unabdingbar für die kommunale Demokratie. In Deutschland sind die Kommunen politisch eigenständiger als in fast jedem anderen Land der Welt. Das, was republikanisch gesinnte politische Philosophen wie Benjamin Barber¹¹ in den USA fordern, etwa Elemente der Stadtteil-Demokratie zu etablieren und die unmittelbare Mitbestimmung der Bürgerschaft an Planungsprozessen zu ermöglichen, ist in Deutschland in erstaunlich hohem Maße realisiert. Dennoch erodiert auch in Deutschland die zivilgesellschaftliche Basis der Stadt-Demokratie. Oft ist es mühsam, überhaupt hinreichend viele Kandidatinnen und Kandidaten für die Stadtteil- und Stadt-Parlamente zu gewinnen, vor allem aber laufen selbst bedeutende Planungsvorhaben über

10 Vgl. A. Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, 1776, Oxford 1993.

11 Vgl. B. Barber, *Strong Democracy. Participatory Politics for a New Age*, London 2003.

viele Jahre hinweg ohne jedes erkennbare öffentliche Interesse ab, bis es dann am Ende, wie besonders deutlich bei Stuttgart 21, zum Eklat kommt.

Das Demokratie-Prinzip beruht auf dem Menschenrecht, auf kollektiver Selbstbestimmung. Diese erschöpft sich nicht lediglich in der Möglichkeit, alle sechs Jahre an Kommunalwahlen teilnehmen zu können, sondern realisiert sich erst in der konkreten Praxis der kommunalen Kooperation. Die alte aristotelische Idee der *philia politica* ist nirgends so präsent wie in der kommunalen Demokratie. Wenn es den einzelnen Bürgerinnen und Bürgern nicht möglich ist, auch jenseits ihrer je besonderen Eigeninteressen das Ganze in den Blick zu nehmen – die Entwicklung ihres Viertels, den Bedarf an Grünflächen und Erholungsgebieten, die Balance zwischen Kommerz und öffentlichem Raum, zwischen den Erfordernissen der ökonomischen Dynamik einerseits und dem Bedürfnis nach Vertrautheit und Beständigkeit andererseits, zwischen dem Wunsch nach Zugehörigkeit und Begegnung und dem Bedürfnis nach Absonderung und Eigenleben, zwischen kultureller Pluralität und politisch gestifteter Gemeinschaft – dann wäre die kommunale Demokratie nicht lebensfähig. Selbstbestimmung aber setzt einen weiten Gestaltungsspielraum voraus.

Die Optimierung einer, wie auch immer im Einzelnen zu bestimmenden Aggregation individuellen Wohls, könnte man an Ökonomen und Technokraten delegieren. Die städtische Demokratie nicht. Es ist die Bürgerschaft selbst, die in letzter Instanz darüber entscheidet, wie sie leben möchte, und diese Wünsche müssen nicht immer mit der rationalen Planung von Wohlfahrtsgewinnen übereinstimmen. Hier entsteht ein Spannungsverhältnis zwischen kommunaler Expertokratie, die im günstigsten Fall das Verwaltungshandeln bestimmt einerseits und dem Wunsch nach Mitwirkung und Mitgestaltung der Bürgerschaft als ganzer andererseits. Transparenz herzustellen und Partizipation zu ermöglichen, heißt immer auch, die Autonomie der Expertise einzuschränken. Nur diejenigen Fachleute, die in der Lage sind, ihre Beurteilungsgründe verständlich und nachvollziehbar einer breiteren Öffentlichkeit zu erläutern, haben Chance auf Gehör. Der rein wissenschaftlich-technokratische Diskurs ist demokratiefeindlich, er zerlegt politisches Wissen in disziplinär segregierte Teilgebiete, spezialisiert sich und erschwert schon innerhalb der Verwaltungseinheiten eine kohärente Praxis.¹² Das republikanische Ethos kommunaler Demokratie darf die wissenschaftlich-technisch-ökonomische Expertise nicht entwerten, sie muss Wege finden, diese in den öffentlichen Diskurs einzuspeisen und in der Meinungsbil-

12 J. Dewey hat in *Democracy and Education: An Introduction to the Philosophy of Education*, 1916, New York 1963, das Verhältnis von Bildung, Wissenschaft und Demokratie überzeugend umrissen. In der Demokratie hat die Wissenschaft eine besondere Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit, der sie nur gerecht werden kann, wenn sie sich nicht als Expertokratie versteht. Dies gilt mutatis mutandis auch für das Verhältnis von Verwaltungseliten und städtischer Öffentlichkeit.

derung und letztlich Entscheidungsfindung zu berücksichtigen. Aber die Addition der Expertisen ergibt noch keine kohärente politische Praxis und vor allem keine politische Legitimation. Das Demokratie-Prinzip schränkt die utilitaristisch-technokratisch-ökonomische Optimierung ein, sie erlegt ihr Grenzen auf und gibt ihr Ziele vor, kurz: Sie sichert den Primat des Politischen.

Die modernen Gesellschaften sind von Konflikten und der wechselseitigen Verschränkung zweier normativer Großsysteme geprägt: Dem der ökonomischen Rationalität einerseits, der Marktlogik, der Einflussnahme ökonomischer Interessengruppen und einzelner Unternehmen, speziell der Investoren, die die Städte in eine Standortkonkurrenz treiben,¹³ und die Rechtsordnung andererseits, deren normative Logik nicht auf die Optimierung der Konsequenzen gerichtet ist, sondern auf die Wahrung individueller Rechte. Es ist kein Zufall, dass das Grundgesetz in den Artikeln 1 bis 19 ausschließlich individuelle Rechte benennt, die dann die Spielräume politischer Entscheidungen einschränken. Die Demokratie ist rechtsstaatlich verfasst oder es handelt sich nicht um eine Demokratie. Das gesamte Verwaltungshandeln, jeder individuelle Verwaltungsakt, muss sich auf eine Norm berufen können, die Überprüfbarkeit, Kohärenz und gleiche individuelle Rechte aller sichert. Eine marktförmige Verwaltungspraxis kann es nicht geben. Die Dominanz des Marktradikalen Paradigmas über Jahrzehnte hat die Idee hervorgebracht, auch das Verwaltungshandeln möglichst marktförmig zu gestalten, *new public economics* hieß dieses Programm. Es kann heute als weitgehend gescheitert bezeichnet werden, wie die Versuche, das kommunale Verwaltungshandeln durch möglichst weitgehende Privatisierungen städtischer Dienstleistungen immer weiter zurückzudrängen.

Bei aller Kritik an gelegentlicher Ineffizienz und Inkohärenz städtischer Verwaltungen halten die Bürgerinnen und Bürger in den europäischen Städten an der Idee städtischer, öffentlicher Verantwortung fest, sie wollen keine Privatisierung der Daseinsvorsorge, des öffentlichen Personennahverkehrs, der Trinkwasserversorgung, von Bildungs- oder Kultureinrichtungen. Die europäischen Städte sind auf das Primat des Politischen festgelegt oder sie verlieren ihre Identität. Die Überführung von Städten in konkurrierende Standorte unternehmerischer Investitionen, die Privatisierung städtischer Leistungen und der immer weitergehende Abbau von Gestaltungsspielräumen für die städtische Bürgerschaft und ihre Vertretung im Stadtrat, stoßen auf den massiven Widerstand der meisten Stadtbewohner. Die zweitgrößte Wirtschaftskrise der Moderne 2008ff, deren Nachwirkungen Europa noch heute spürt, hat diese Abwehrhaltung verstärkt. Die städtischen Verwaltungen haben für

13 Vgl. J. Nida-Rümelin, Die Optimierungsfalle. Philosophie einer humanen Ökonomie, München ²2015.

Gleichbehandlung aller Bürgerinnen und Bürger in der Stadt zu sorgen, sie versuchen, die Chancenungleichheiten der Quartiere durch allgemein zugängliche städtische Infrastruktur und Serviceleistungen zu mildern, sie versuchen, die Dynamik der Ungleichheit, zu der ökonomische Märkte tendieren, abzuschwächen. Oft sind die gesetzgeberischen Voraussetzungen für eine kraftvolle kommunale Praxis der Partizipation und der Realisierung des Bürgerwillens unzureichend. Dies gilt im besonderen Maße auf den Immobilien- und Mietmärkten. Städte mit massiveren Eingriffen in die Marktdynamik müssen dies oft genug mit Standortnachteilen bezahlen. Andererseits zeigen Metropolen wie London, zu was eine Stadtentwicklung, die weitgehend der Marktdynamik überlassen wird, führt: Gigantische Zahlen von Berufspendlern, die sich das Wohnen in der Innenstadt nicht mehr leisten können, soziale Segregation der Schichten und Ethnien, Dominanz des Kommerzes in den begehrten Innenstadtvierteln, Verlust an Lebensqualität und sozialem Zusammenhalt. Wenn das utilitaristische Kalkül der Wohlfahrtsoptimierung an die bloße Marktdynamik delegiert wird, fällt die Stadt-Gesellschaft auseinander, sie segregiert ethnisch und sozial und muss sich am Ende auf einen Modus Vivendi sich fremd gewordener Kommunitäten beschränken. Diese Form des Multikulturalismus ist mit einer humanen Urbanitätskultur unvereinbar.

II.

Krise der Urbanität

Der Urbanitätsdiskurs ist vordergründig historisch oder soziologisch, auch stadtplanerisch ausgerichtet, subkutan jedoch normativ. Der Streit um das, was die moderne Stadt eigentlich ausmache, ist ein Streit um die Frage, wie eine gute zeitgenössische Stadt zu gestalten ist. Die Polarisierung des Alltagslebens in Privatheit und Öffentlichkeit charakterisiert einen zentralen Aspekt der Stadtkultur Europas, wie sie sich seit dem frühen 18. Jahrhundert entwickelt hat. Aber diese Sphären-Trennung ist keineswegs universell und es gibt sie in ganz unterschiedlicher Gestalt. Die Trennung des Öffentlichen und des Privaten in traditionell muslimisch geprägten Kulturen ist Ausdruck einer tiefen Gender-Differenz, die den Frauen und Kindern einen von der Öffentlichkeit abgeschirmten, in diesem Sinne privaten Raum zuteilt und den öffentlichen Raum allein den Männern überlässt, deren Zutritt zum Privaten nur innerfamiliär und dort auch nur beschränkt möglich ist.

Auch in den Zeiten der griechischen Antike scheint das Verhältnis von *oikos* und *polis* ähnliche Züge gehabt zu haben: Die Hausfrau und Mutter im Haus, der Mann außer Haus, aber präsent in Gestalt einer Herrschaftsfunktion, die Aristoteles im günstigen Fall als „königlich“ charakterisiert, die zu Gunsten der Beherrschten, also der Frauen und der Kinder, ausgeübt wird, während die patriarchale Herrschaft über

Gesinde und Sklaven eine despotische ist, die zu Gunsten der Interessen des Herrschenden ausgeübt wird.¹⁴

Das bürgerliche Zeitalter beginnt in Europa im 18. Jahrhundert und bildet eine spezifisch urbane Lebensform aus. Der öffentliche Raum der Stadt wird zur Bühne, auf der spezifische Rollenspiele zugelassen sind, die zunächst eingebettet bleiben in die ständische Ordnung des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In Habitus und Kleidung hat man sich den entsprechenden Rollenerwartungen anzupassen, alle müssen sich bewusst sein, dass sie nicht bei sich zuhause, nicht im Privaten agieren, dass sie abgestuften Respekt je nach Stand und Meriten erweisen müssen, kurz: Die bürgerliche Gesellschaft setzt auf Tugenden des Anstandes, der Zurückhaltung, des Respekts. In marxistischer Sicht beginnt das bürgerliche Zeitalter mit der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Dem könnte man entgegenhalten, dass die kapitalistische Wirtschaftsweise, umso stärker sie die urbane Kultur kolonisiert, das Bürgerliche zerstört. Das Bürgerliche im Sinne einer spezifischen sozialen Rolle ist das erste Opfer des Kapitalismus, der Segregation der Gesellschaft in besitzlose Arbeiter und reiche Unternehmer, später dann der zunehmenden Kommerzialisierung urbaner Öffentlichkeit in der alles beherrschenden Konsumkultur der modernen Stadt.

Das vielleicht fundamentalste Merkmal der bürgerlichen Stadtkultur, nämlich die Trennung von Öffentlich und Privatem, kommt nicht erst, wie zeitgenössische marxistische Autoren meinen, im Zuge der Neo-Liberalisierung seit den 1990er Jahren unter Druck. Dieser Prozess setzt mit der zunehmenden Dominanz der kapitalistischen Produktionsweise im Laufe des 19. Jahrhunderts ein. Auch das fordistische Kapitalismusmodell ist durchaus ambivalent hinsichtlich seiner Imprägnierung der Stadtkultur. Die arbeitsteiligen Prozesse der Industrieproduktion, begleitet durch Aushandlungen des Konfliktes zwischen Kapital und Arbeit und im günstigsten Fall abgemildert und eingebettet durch einen sozialstaatlichen Ausbau des Wohlfahrtsstaates, führen zur Segregation nicht nur zwischen den Funktionalitäten des Lebens (in reinen Wohngebieten) und des Arbeitens (in reinen Industriegebieten), sondern vor allem auch zur Segregation der Klassen und Schichten. Was früher in einem Wohnblock, wenn auch in unterschiedlichen Stockwerken, oder zumindest in einem Stadtviertel sich verschränkte, wird im Zuge des industriellen Kapitalismus segregiert und in der Spätphase durch eine Stadtpolitik begleitet, die Fußgängerzonen zu Kommerzmeilen macht, öffentliche Plätze zu Marketing-Räumen und den öffentlichen Verkehr als Service-Angebot zur friktionsfreien Desintegration der Stadtgesellschaft.

Die aktuell zu beobachtende Revitalisierung der Innenstädte, die Rückkehr auch der Familien mit Kindern in die urbanen Quartiere, allerdings nach sozio-ökono-

14 *Arché kyriakè* versus *arché despotès* in der Nikomachischen Ethik des Aristoteles.

mischem Status sorgsam sortiert, kann man durchaus als eine politisch nicht einmal gewollte Tendenz der Re-Urbanisierung bezeichnen. Zugleich wachsen damit die Erwartungen, die gebauten Räume den veränderten Lebensformen anzupassen, Grün in die Stadt zu tragen, bis hin zur Kopie dörflicher Idylle in gentrifizierten Vierteln. Auch dies ist eine Überlappung der öffentlichen und der privaten Sphäre.

Einkaufszentren werden zum kommerzialisierten Ersatz ihrerseits kommerzialisierter öffentlicher Plätze. Die sorgfältige Trennung, die für die Frühphase bürgerlicher Urbanität prägend war, weicht einem kontinuierlichen Spektrum wechselseitiger Durchdringung des Öffentlichen und Privaten in unterschiedlicher Gewichtung. Im ökonomisch-juristischen Sinne sind Cafés zweifellos privat (vom Pächter, vom Eigentümer) kontrollierte Räume, auch wenn sich diese unter freiem Himmel befinden. Zugleich aber sind Cafés, zumindest solange sie sich nicht die amerikanische Praxis des *Eat-and-Go* zu Eigen machen, durchaus Begegnungsstätten im öffentlichen, jedenfalls allgemein zugänglichen Raum mit vergleichsweise niedrigen „Eintrittspreisen“ in Gestalt eines Espresso oder Cappuccino.

Rein öffentliche Flächen wie ein Stadtpark oder ein Areal auf einem Platz werden dagegen ihrer Funktion als Ort des Innehaltens, zumindest des Flanierens, des Begegnens, dadurch beraubt, dass Sitzgelegenheiten systematisch abgebaut werden, um die „Inbesitznahme“ durch Wohnungslose und andere „unerwünschte Personen“ zu unterbinden. Selbst die Haltestellen des öffentlichen Verkehrs verzichten heute meist auf Sitzgelegenheiten, um erst gar nicht zum Verweilen einzuladen. Die öffentliche Infrastruktur wird zum Durchgangsgebiet, der öffentliche und private Verkehr zum bloßen Instrument der Mobilität. Hinzu kommt die auffällige kulturelle Veränderung gewachsenen Misstrauens im öffentlichen Raum, die die ungezwungene und unverbindliche Kommunikation zwischen Unbekannten seltener macht, ja selbst die in früheren Jahrzehnten weit verbreitete Praxis des Flirtens zwischen Unbekannten fast völlig zum Erliegen hat kommen lassen.

Während der Ausschluss unerwünschter Menschen in den kommerziellen Ersatzräumen öffentlicher Begegnung, wie Einkaufszentren, über ihre Qualität oder Disqualifikation mangels Kaufkraft als Kunden erfolgt, folgt die Exklusion im genuin öffentlichen Raum den Kriterien der Ordnung, der Sicherheit und Sauberkeit. Während der Gendarm, der sich in den 1950er Jahren zur Verfolgung von Jugendlichen aufmachte, die unerlaubterweise auf den Wiesen des Stadtparks Fußball spielten, ebenso ausgestorben schien wie die Polizeistreife, die flanierende Radfahrer auf breiten Fußwegen stoppte, kehrt diese Praxis nun mit Macht zurück. Junge Paare, die sich im öffentlichen Schwimmbad umarmen, müssen gewahr sein, wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses angezeigt zu werden. Liebespaare im Park, eine uralte spät-abendliche Praxis, die nicht erst mit der Jugendrevolte der 1960er und 1970er Jahre sich ausbreitete, sind unterdessen zuverlässig durch Ordnungskräfte unterbunden.



Abb. 2: Shanghai: Gated Community »Xiangmei Garden«; Foto: T. Harlander.

Unsere Stadt soll funktional, sauber, ordentlich und sicher sein: Dort, wo kommerzielle Interessen dafür nicht sorgen, werden die Ordnungskräfte der Stadt eingesetzt.

Das sind schleichende kulturelle Veränderungen, die in vielen Fällen ökonomische Interessenlagen zum Ausdruck bringen, aber in anderen eine Eigendynamik haben, die man nicht unterschätzen sollte. Die auffällige Rückkehr von Werten und Normen, die durch die kulturellen Veränderungen in den 1960er und frühen 1970er Jahren überwunden schienen, sehe ich nicht in erster Linie als Ausdruck einer Krise des fordistischen Kapitalismus-Modells, sondern ich vermute, dass sie besser dadurch erklärt werden, dass es in der neuen Unübersichtlichkeit der gesellschaftlichen und der weltpolitischen Verhältnisse einen wachsenden Bedarf nach wenigstens fingierter Ordnung gibt. Diese Sehnsucht nach Ordnung greift auf kulturell verschüttete Motive zurück, da sich die Dynamik der Emanzipation und der libertären Ausdifferenzierung nach über drei Jahrzehnten erschöpft hat.

Die aktuelle Krise der Urbanität hat also im Wesentlichen drei Quellen: Die Ökonomisierung der Stadtgesellschaft, die Erosion politischer Gestaltungskraft und das Versiegen utopischer Potenziale. Eine Antwort darauf ist eine pragmatische, aber normative Ethik der Stadt.

III.

Ethik der Stadt

Zunächst müssen wir uns klar machen, dass Urbanität normativ verfasst ist: Sie beruht erstens auf einer Anerkennung von Differenz, einer Kultur des Respekts, die erst durch eine Praxis der Distanz, der Trennung des Privaten und des Öffentlichen funktioniert, eine Praxis, die Anonymität und Objektivierung voraussetzt. Während die traditionelle dörfliche Kultur Nähe schafft und Nähe erzwingt, verlangt die urbane Kultur Distanz, Anonymität und Objektivität. Kulturelle Differenzen führen unter diesen Bedingungen nicht zwangsläufig zu Konflikten. Und umgekehrt, dort, wo in den urbanen Quartieren, gar in Gestalt der *gated communities*, wie sie in Amerika, aber auch in Asien zunehmend verbreitet sind, wieder Nähe, Dörflichkeit und Kontrolle des Privaten, praktiziert wird, wird Homogenisierung, Angleichung und Assimilation gefordert. Das Fremde wird ferngehalten und ausgegrenzt und das Eigene wird reglementiert. Die urbane Kultur erlaubt zweitens die Emanzipation des Einzelnen von seinen biographischen und kulturellen Bindungen, löst diesen heraus aus den Erwartungen der Nah-Gemeinschaft, führt aber in vielen Fällen auch zur Vereinzelung, zu Kontrollverlust und Orientierungslosigkeit.

Die dritte Dimension der normativen Verfasstheit der Urbanität ist politisch: Die Zugehörigkeit zur Stadt ist nicht durch eine kulturelle Gemeinschaft, sondern durch die Zugehörigkeit zur städtischen Bürgerschaft charakterisiert. Bürgerschaft existiert aber nur dort, wo die Bürgerinnen und Bürger Gestaltungsmöglichkeiten haben, wo sie an den Lebensbedingungen ihrer Stadt mitwirken können. Die politische Identität überwölbt kulturelle, partikulare Gemeinschaften und schafft eine neue Form der Zugehörigkeit. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, dass die kulturellen Gemeinschaften und die politische Identität nicht unabhängig voneinander sind, dass sie in Konflikt zueinander geraten können, etwa dann, wenn die Werte und Normen des zivilen Zusammenlebens von einzelnen kulturellen Praktiken in Frage gestellt werden. Das zivile Zusammenleben verlangt eine Kompatibilität der kulturellen Prägungen mit der politischen Identität der Stadt. Der von John Rawls geprägte Begriff des *overlapping consensus* zur Explikation des Verhältnisses von Partikular-Kulturen und *comprehensive moral doctrines* auf der einen Seite und politischer Sphäre andererseits, charakterisiert dieses Verhältnis gut.¹⁵ Die zivilen Werte und Normen der städtischen Bürgerschaft müssen Teil der partikularen Lebensformen sein. Allerdings darf dieser Begriff nicht im Sinne einer Trennungsthese überzeichnet werden, wonach die politische Identität von den kulturellen Prägungen unabhängig sei.

15 Vgl. J. Rawls, A Theory of Justice, Oxford 1971.

Eine entwickelte urbane Kultur praktiziert einen (humanistischen) Individualismus, der der einzelnen Bürgerin und dem einzelnen Bürger ermöglicht, Autorin oder Autor des eigenen Lebens zu sein. Humanistisch ist dieser Individualismus insofern, weil er nicht mit dem Atomismus des bloßen Marktteilnehmers zu verwechseln ist, der seine eigenen Interessen als Produzent oder Konsument optimiert. Ein humanistischer Individualismus führt nicht zur Vereinzelung, sondern fördert die Kooperation, wo immer sie von den Einzelnen gewünscht ist, während der Markt Kooperation ausschließt und gegebenenfalls sanktioniert. Er ermöglicht und fördert zivilgesellschaftliche Kooperation an der Nahtstelle zwischen kultureller Praxis und politischer Gestaltung. Und er beruht auf einer Kultur gleicher Anerkennung, die es erlaubt, Differenzen auszuhalten und zu integrieren. Der humanistische Individualismus¹⁶ verlangt nach einer kulturellen Praxis, die die städtische Bürgerschaft nicht nach ihren Gemeinschaftszugehörigkeiten sortiert, also als ethnische, religiöse oder weltanschauliche Gruppen adressiert und die der aktuell zu beobachtenden Abschließung sozio-ökonomischer Milieus entgegenwirkt.¹⁷

Für eine entwickelte urbane Kultur ist eine vitale zivilgesellschaftliche Kooperationspraxis unverzichtbar. Sie überwölbt die partikularen Identitäten und etabliert eine politische, das heißt durch die Erfahrung politischer Gestaltungskraft, konstituierte Identität. Die Stadtverwaltung muss sich auf diese zeitraubende, oft stressige, in jeder Hinsicht intensive Interaktion mit der Bürgerschaft einlassen. Partizipation ist das Prinzip aller, zumal demokratischer Politik.¹⁸ Die Effizienzgewinne, die eine technokratische Praxis der Stadtpolitik ermöglichen, gehen zu Lasten politischer Identität und führen letztlich zum schleichenden Verschwinden der städtischen Bürgerschaft. Die Stadt wird zum Bühnenbild, während das Stück, das geboten wird, lediglich

16 Detaillierteres habe ich dazu ausgeführt in: *J. Nida-Rümelin*, *Humanistische Reflexionen*, Frankfurt a.M. 2016, S. 390-395 und hinsichtlich der politischen Implikationen S. 410-442.

17 Als Kulturreferent der Landeshauptstadt München in den Jahren 1998 bis 2000 habe ich eine Erneuerung der sog. Stadtteilkultur in München eingeleitet, die das doppelte Ziel verfolgte: den Anschluss an zeitgenössische Kunst- und Kulturpraktiken herzustellen und der Segregation der Stadtgesellschaft entgegenzuwirken. Diese Segregation wird nicht nur durch die Distinktionsbedürfnisse bürgerlicher Mittelschichten in den Städten befördert, sondern auch durch einen gut gemeinten Multikulturalismus, der die Zugewanderten mit ihrer vermeintlichen Herkunftskultur identifiziert und damit auf diese Rolle festschreibt. Auch der Berliner Karneval der Kulturen oder die Eine-Welt-Initiativen in München, die die globale Vielfalt in der Stadt ins Bild setzen wollen, haben diesen wohl meist ungewollten Nebeneffekt. Selbst der Christopher Street Day folgt diesem Muster der Stilisierung und der Exotik der Andersartigkeit. Als Gastprofessor 1991 in Minneapolis wurde ich immer wieder gefragt, warum ich keine Lederhosen trage, wenn ich doch aus Bayern komme. Die Deutschstämmigen der Stadt befestigen in Gestalt von Mini-Oktoberfesten und Kulturevents ein Klischee des Deutschtums, in dem Schwarzwälder Kuckucksuhren und Wies'n-Bier eine wichtige Rolle spielen.

18 Vgl. *V. Gerhardt*, *Partizipation. Das Prinzip der Politik*, München 2006.

kommerziellen Interessen dient. Die Bürgerinnen und Bürger der Stadt werden auf ihre Rolle als Konsumenten reduziert.

Ohne eine Praxis kultureller Inklusion kann es keine humane Urbanität geben. Diese verlangt nach einem dichten Interaktionsnetz, das die so unterschiedlich konstituierten Gemeinschaften transzendiert. Sie erfordert eine Kultur gleicher Anerkennung gegenüber unterschiedlichen Herkunft, Lebensformen, sozio-kulturellen Milieus und Weltanschauungen. Urbanität ist mit der Abschließung sich separieren der Gemeinschaften unvereinbar.

Die Ethik der Stadt muss darauf gerichtet sein, Balancen zu wahren, sie steht insofern in der Tradition der *mesotès*-Lehre des Aristoteles: Die Balance zwischen dem Heimat- und Zugehörigkeitsbedürfnis der in der Stadt lebenden Menschen einerseits und der nötigen ökonomischen Dynamik andererseits, zwischen Kompetitivität und Kohäsion, zwischen Modernität und kulturellem Gedächtnis, zwischen kultureller Pluralität und Bürger-Identität. Es könnte durchaus anders kommen, als so manche Zyniker meinen. Nach einer zerstörerischen Phase der Metropolisierung der Städte weltweit, ihre Verwandlung in amorphe Siedlungsstrukturen, der Zersiedelung der Landschaften, der Kommerzialisierung des Öffentlichen, folgt eine Rückbesinnung auf die Ethik der Urbanität. Das zurückgefallene Europa und seine verbliebene Vision einer urbanen Kultur werden zum Modell der Zukunft. Anzeichen dafür gibt es schon heute, weltweit. Die Städte in Europa, auch in Deutschland haben günstige Bedingungen, um am Ende zur Avantgarde zu gehören. Ob sie das wirklich wollen, ist fraglich und ihr Erfolg wäre ungewiss.

Hauptstadt und Weltstadt

Gefühlte Räume aus lebensphilosophischer Sicht

Ich verstehe unter „Hauptstadt“ und „Weltstadt“ Räume, wie sie von ihren Bewohnern erlebt werden. Die zahlreichen objektiven Aspekte, unter denen eine Stadt beschrieben werden kann, lasse ich weitgehend unberücksichtigt. Der gelebte Raum unterscheidet sich vom mathematisch-physikalischen Begriff des Raumes durch seine emotionalen Qualitäten. Diese sind subjektiv, aber natürlich nicht unabhängig vom geographischen Raum. Der geographische Raum wird, wenn er dauerhaft genutzt wird, zum Aktionsraum (engl. *home range*) gemäß den Berufen und Tätigkeiten der Bewohner. In der Regel wird der Aktionsraum positiv bewertet, als „Heimat“. Durch das Heimatsgefühl kann sich der Aktionsraum zum Revier oder Territorium verengen, dessen Grenzen respektiert und verteidigt werden.

Der Literaturwissenschaftler Paul Fechter berichtet, dass „Raum“ um 1900 das große Thema in Wissenschaft, Politik und Kunst war.¹ In den 1920er Jahren ist „Zeitlichkeit“ zum Schlüsselbegriff im Selbstverständnis der Menschen geworden. Dafür steht neben Martin Heideggers *Sein und Zeit* der *Zauberberg* von Thomas Mann. Das ist, vom völkischen Raumrausch der Nationalsozialisten abgesehen, bis Ende des vergangenen Jahrhunderts so geblieben, wobei die Einschätzungen zwischen Nostalgie und Utopie schwanken. Erst im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert beschäftigt der Raum wieder den kulturellen Diskurs. Mit der Globalisierung ist der Raum grenzenlos geworden und bestimmt das post-industrielle Lebensgefühl. Für das moderne Raumerleben steht die Großstadt, in der die Zeit durch Geld aufgewogen und mechanisiert wird. Generell gilt: Infolge der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen ist das Urbane zum „Weltinnenraum“ (Rilke) geworden, der sich überall und nirgends befindet.

Meine These lautet: Der soziale Raum der Großstädte bestimmt das Fühlen und Denken der heutigen Menschen im Geist der Utopie. Diese These werde ich in mehreren Schritten explizieren. Erstens rekonstruiere ich, wie der mathematisch-physikalische Begriff des Raumes von der Kulturphilosophie des ausgehenden 19. Jahrhun-

1 P. Fechter, Kleines Wörterbuch für Kunstgespräche, Gütersloh 1952, S. 217 ff.

derts aufgelöst und erweitert worden ist, wobei die Opposition von Stadt und Land eine zentrale Rolle spielte. Zweitens zeige ich, wie der soziale Raum am Beispiel Berlin und in Paris eine idealtypische Gestalt annimmt, die bis heute unser Bild der europäischen Hauptstädte prägt. Drittens betrachte ich die Logik der Stadt am Beispiel von New York. Die Weltstadt sprengt alle Heimatgefühle, erzeugt aber eine globale Dynamik, die lebensphilosophisch durch den entfesselten Eros geprägt ist. Welche Folgerungen sich aus dem städtischen Raumerleben für eine urbane Ethik ergeben, werde ich im Epilog andeuten.

I.

Die Auflösung des euklidischen Raumbegriffs und die Entdeckung des kulturellen Lebensraumes

Der Begriff des Raumes hat eine lange und verwickelte Geschichte. An ihr lässt sich verfolgen, wie die gefühlsbetonte Raumerfahrung abgelöst wird vom abstrakten Raum der reinen Ausdehnung. Euklidische Geometrie und klassische Mechanik haben diesen Raumbegriff, in dem der Gesichtssinn dominiert, wissenschaftlich etabliert. Der Sehraum hat sich vom Hörraum und vom Tastraum, die unauflöslich miteinander verbunden sind,² emanzipiert und in Newtons Begriff des absoluten Raumes seine definitive Form erhalten.³

Immanuel Kants kritische Theorie des Raumes hält an der Realität des absoluten Raumes von Newton fest. Zugleich aber vertritt Kant die transzendente Idealität des Raumes als Anschauungsform. Die Subjektivität des Raumes hat die Psychologie im 19. Jahrhundert stark beeinflusst.⁴ Auch die Verhaltensforschung hat an Kants Subjektivierung des Raumes angeknüpft. Der Begründer der Umweltlehre, Jakob von Uexküll, interpretiert Kants Raumbegriff im Sinne eines subjektiven Relativismus, in dem alle Sinne an der Bildung des „Umweltraumes“ beteiligt sind, der für jede Spezies verschieden ist.⁵ Wie die fensterlosen Monaden von Leibniz ist jede dieser Umwelten in sich abgeschlossen; aus ihr gibt es keinen Weg in die Umwelt der anderen.

Wahrnehmungspsychologie und Gestaltpsychologie sowie die biologische Umweltlehre und die Anthropogeographie haben den Weg bereitet für die Entfaltung eines integralen Begriffs des Lebensraumes in der Kulturwissenschaft. Eine Schlüsselrolle kommt neben Friedrich Ratzel, der 1901 eine Studie *Der Lebensraum* veröffentlicht

2 Vgl. M. & E. McLuhan, *Laws of Media*. The New Science, Toronto 1988, S. 6.

3 Vgl. M. Jammer, *Das Problem des Raumes*. Die Entwicklung der Raumtheorien, Berlin 1960; F. M. Cornford, *The Invention of Space*, in: *Essays in Honour of Gilbert Murray*, London 1936.

4 M. Jammer (s. A 3), S. 154.

5 J. von Uexküll, *Niegeschauter Welten*. Die Umwelten meiner Freunde, Berlin 1936, S. 16.

hat, dem Afrikaforscher Leo Frobenius zu. Vor dem Hintergrund des Kolonialismus hat Frobenius um 1900 den biologischen „Umweltraum“ als „Lebensraum“ gegen den bloß vermessenen Raum ausgespielt; der Lebensraum erzeuge ein bestimmtes „Seelenraumgefühl“.⁶

Frobenius unterscheidet zwei Arten des Raumgefühls, das der Höhle und das der Weite. Entsprechend gibt es zwei Formen der Kultur: „Flachkultur“ des Dorfes und „Hochkultur“ der Städte in Afrika. Dieses Schema überträgt Frobenius auf Europa. Die Großstadtbildung bewertet er negativ als „Tod für alles Geniale“.⁷ Darin sieht sich Frobenius durch Oswald Spengler bestätigt, kritisiert aber, dass dieser sich allein an die Hochkulturen hält und an der Erforschung der „primitiven“ Kulturen vorübergeht.⁸

Im Anschluss an die Kulturkreislehre von Frobenius hat Spengler in *Der Untergang des Abendlandes* einen organizistischen Begriff der Kultur entwickelt.⁹ Alle Kulturen folgen einem festen Ablaufschema, das den Phasen des individuellen Lebenslaufs entspricht. Die Unhaltbarkeit dieses Konzepts ist offenkundig, macht aber den lebensphilosophischen Ansatz nicht ganz obsolet. Dieser besagt, dass der Mensch die Geschichte nicht mit Willen und Bewusstsein machen kann, sondern Wachstumskräften unterworfen ist, die Spenglers Begriff vom „Leben“ entsprechen. Leben beschränke sich nicht auf rationales Problemlösen, sondern sei Verwirklichung des seelisch Möglichen, das in spezifischen Lebensgefühlen seinen Ausdruck findet, wie Spengler in dem Abschnitt „Seelenbild und Lebensgefühl“ ausführt.¹⁰

Sobald die Energie einer Kultur ausgeschöpft ist, d.h. die Möglichkeiten ihrer Lebensformen durchgespielt sind, vollzieht sich laut Spengler der Übergang zur Zivilisation, der greisenhaften Erstarrung der Kultur nach dem Schema „vom Organismus zum Mechanismus“. Dem entspricht eine Änderung des Lebensgefühls, in dem das Gewordene Priorität bekommt gegenüber dem Werden.¹¹ Arnold Gehlen hat das später „Umkehr der Antriebsrichtung“ genannt.¹² Gemeint ist das in der Soziologie bekannte Phänomen, dass Strukturen sich verselbstständigen und gegen die Menschen wenden. Dieses Phänomen hat schon früh der Soziologe und Kulturphilosoph Georg Simmel als Dialektik von Leben und Form beschrieben und daraus die „Tragödie der Kultur“ abgeleitet, die im Ersten Weltkrieg dann auch Wirklichkeit geworden ist.¹³

6 L. Frobenius, *Paideuma, Umriss einer Kultur- und Seelenlehre*, München 1921, S. 93, 99.

7 Ebda., S. 11 ff., 93 ff.

8 Ebda., S. 107; A. M. Koktanek, *Oswald Spengler in seiner Zeit*, München 1968, S. 332 f.

9 S. Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*, Bd. I & II, München 1920/1922, Bd. I, S. 29.

10 Ebda., S. 405 ff.

11 Ebda., S. 409, 546.

12 A. Gehlen, *Urmensch und Spätkultur*, Frankfurt a.M. 1964, S. 238 ff.

13 G. Simmel, *Philosophische Kultur. Gesammelte Essays*, Potsdam 1911, S. 236.

Laut Spengler ist das für eine Kultur spezifische Lebensgefühl oder Weltgefühl geprägt durch das Raumerleben, das im Kapitel „Das Raumproblem“ abgehandelt wird. Der erlebte Raum ist ein Raum im Werden, ein lebendiger Akt, der als „Ursymbol einer Kultur“ fungiert. Die antike Kultur, die Spengler „apollinisch“ nennt, habe den Raum als Tastraum, als körperlichen Nahraum (*soma*) erlebt. Die faustische Kultur des Abendlandes dagegen erlebt den Raum als Weite, wobei unter „Weite“ nicht bloß Ausdehnung zu verstehen ist, sondern ein dynamischer Drang der Grenzüberschreitung. Es geht also um eine Geisteshaltung, um ein Lebensgefühl der „Vertiefung“.¹⁴ In der Spätphase der faustischen Kultur, in der sich Europa befindet, erstarrt laut Spengler das dynamische Raumerleben zum geometrischen Raum.

Spengler hat seine These in intensiverer Auseinandersetzung mit Kants Auffassung vom Raum als Anschauungsform *a priori* untermauert. Bei der Subjektivierung des Raumes habe Kant nicht beachtet, dass die Form der Anschauung eine Funktion der Distanz ist.¹⁵ Kant habe sich zu sehr auf die euklidische Geometrie verlassen und als rein abstrakt denkender Theoretiker sei er nicht empfänglich für die lebendige Anschauung der Natur gewesen. Das Tiefererlebnis übersteigt für Spengler den geometrischen Raumbegriff, der abstrakt und blutlos ist. Gegen den erkenntnistheoretischen Ansatz spreche auch die ästhetische Erfahrung, etwa die Landschaftsmalerei. In der mathematischen Naturwissenschaft wird nach Gründen gesucht, statt sich ins Werden einzufühlen.¹⁶

Das Raumerleben des faustischen Menschen findet in der Stadt seinen stärksten Ausdruck. Die Großstadt repräsentiert die Zivilisation, markiert also den Untergang des Abendlandes. Entsprechend werden Intellektualismus, Individualismus und Demokratie kritisiert, wie es in der konservativen Kulturkritik der Weimarer Republik üblich war. Spengler schildert die Entwicklung der Hauptstadt zur Weltstadt im zweiten Band im Kapitel „Städte und Völker“. Die riesenhafte Weltstadt wird durch den Aufstieg von New York dargestellt. Er gibt auch einen Ausblick auf die Zeit nach 2000, in der laut Spengler in Stadtanlagen mit bis zu 20 Millionen Einwohnern der Übergang von der Kultur zur Zivilisation abgeschlossen sein wird. Die Weltstadtmenschen verkörpern dann die „letzten Menschen“.¹⁷ Spenglers Typologie der Großstadtbewohner umfasst die Stellung der Frau, die ihre angestammte Rolle als Mutter verlässt.¹⁸ Spaßgesellschaft, Pazifismus, „Ibsenweib“ lauten die Stichworte. Spengler spricht auch von „intellektuellen Nomaden“ in der „absoluten Stadt“.¹⁹

14 Vgl. S. Spengler (s. A 9), Bd. I, S. 233 ff., 243, 245.

15 Ebda., Bd. I., S. 235.

16 Ebda., Bd. II, S. 121 ff.

17 Ebda., Bd. II, S. 111, 119, 121 ff.

18 Ebda., Bd. I, S. 32, Bd. II, S. 124.

19 Ebda., Bd. II, S. 105, 117.

So negativ und kulturkritisch Spenglers Beschreibung des Großstadtlebens auch ist, seine Formulierungen lassen auch positive Bewertungen erkennen. Die Städte des Abendlandes nennt er Orte geistiger Wachheit. Sie haben ein eigenes, in keiner anderen Kultur auffindbares Gesicht, eine eigene Sprache. Die „Seele der Stadt“ im Unterschied zum Land sei geprägt durch die Verbindung von Geld und Geist.²⁰ Diese Einschätzung entspricht dem Bild der Großstadt, das Simmel gezeichnet hat, der vor seinem Tode noch Spenglers *Untergang* positiv rezensiert hat.²¹

Spengler plädiert zwar für den kulturellen Pluralismus, hält aber doch an der Überlegenheit der „faustischen Kultur“ fest, die technisch-industriell ausgerichtet ist. Das Lebensgefühl des faustischen Menschen sei durch das Auge als Fernsinn geprägt, der zugleich ein Machtgefühl ausdrückt, das dem Geist des Monumentalen entspricht. Die Großstadt ist zwar immer schon zur Zivilisation disponiert, markiert also das Ende einer Kultur. Die faustische Zivilisation, der Spengler selbst angehört, habe aber noch nicht ausgeschöpfte geistige Ressourcen. Diesen Reserven, die sich mobilisieren lassen, gilt Spenglers Hoffnung.²² Das Doppelgesicht der urbanen Kultur entspricht der Angst der Europäer vor dem Vordringen der „Farbigen“, zu denen Spengler auch die Russen zählt. Das Streben nach Offenheit und Weite, zugleich aber die Angst vor Überfremdung erinnert an den „unbehausten Menschen“, den Egon Holthusen nach dem Zweiten Weltkrieg geschildert hat.²³ Der großstädtische Raum erweist sich somit als ambivalent: Er verbindet soziale Nähe mit emotionaler Distanz und umgekehrt. In diesen ambivalenten Einschätzungen liegt die beunruhigende Aktualität von Spenglers großstädtischer Raumerfahrung.

II.

Die Erfindung von Paris als Hauptstadt Europas

Spenglers Doppelgesicht der Stadt als Ausdruck der Kultur (positiv) und der Zivilisation (negativ) lässt sich an zwei Städten exemplifizieren: an Paris und an New York. In diesem Abschnitt beschäftige ich mich damit, wie Paris im 19. Jahrhundert als Lebensraum aufgefasst wurde. Zur Verdeutlichung vergleiche ich das Paris-Bild mit dem Bild von Berlin.

In Amerika hat Robert E. Park die Großstadtsoziologie auf den Weg gebracht. In Deutschland ist der bereits erwähnte Georg Simmel zu nennen, der in seiner Soziologie als Lehre von den Formen der Vergesellschaftung die Entstehung des sozialen

20 Ebda., Bd. II, S. 108, 109 ff., 114.

21 Vgl. A.M. Kocktanek (s. A 8), S. 332.

22 Vgl. ebda., S. 164.

23 H. E. Holthusen, *Der unbehauste Mensch*, München 1951.



Abb. 1: Paris, Montmartre, um 1920 (Postkarte).

Raumes analysiert hat. Im Unterschied zum geographischen Raum ist der soziale Raum eine Funktion der zwischenmenschlichen Beziehungen.²⁴ In der *Soziologie* (1908), Kapitel 9: „Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft“, nennt Simmel als Hauptmerkmale der sozialen Raumform: Ausschließlichkeit, Zerstückelung, Fixierung sowie Nähe und Distanz. Die Dialektik von Nähe und Distanz mache sich besonders in der modernen Großstadt bemerkbar, wo sich viele Menschen begegnen, ohne sich innerlich nahe zu kommen. Daraus ergibt sich für Simmel die soziologische Aufgabe, einen Ausgleich zwischen Nähe und Distanz herzustellen.²⁵

Das Raumerleben der Großstadt hat Simmel in seiner *Philosophie des Geldes* am Beispiel Berlin behandelt. Der großstädtische Lebensstil ist geprägt durch die Geldwirtschaft, welche die Transaktionen objektiviert. Durch den Geldverkehr werde räumliche Nähe ersetzt durch „Beziehungen zum Fernsten“.²⁶ Dazu gehört die Strukturanalogie zwischen Geldverkehr und Prostitution.²⁷ Besonders in der Großstadt ist Zeit Geld, aber die Zeit der Großstadt ist nicht der homogene Zeitfluss, sondern die zerstückelte Zeit der Uhren. Sie erzeugt laut Simmel die Paradoxie des städtischen Raumes, gedrängte Nähe und anonyme Ferne zugleich zu repräsentieren. Psycholo-

24 Zum „sozialen Raum“ vgl. L. von Wiese, *System der Allgemeinen Soziologie*, München 1933, S. 110 ff.

25 Vgl. G. Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a.M. 1992, S. 721, 743.

26 G. Simmel, *Philosophie des Geldes*, Berlin 1958, S. 541.

27 Ebda., S. 413 f.

gisch entsprechen dieser Paradoxie ambivalente Gefühle: Selbstsicherheit einerseits, Vereinsamung andererseits. Das trifft heute verstärkt auf den virtuellen Raum des Internets zu, das den Sieg des Digitalen über das Analoge besiegelt.

Simmels Beschreibung des großstädtischen Raumerlebens entspricht weitgehend dem Bild, das Siegfried Kracauer von Berlin gezeichnet hat. Allerdings unterscheidet sich Kracaurs Sicht durch einen melancholischen Zug im Vergleich mit Paris. Sein Erleben von Paris war geprägt durch die geschichtliche Dimension, die in den Monumenten spürbar ist. In Berlin dagegen vermisst Kracauer eben diese historische Tiefe. In seinem bekannten Text „Abschied von der Lindenstraße“ wird deutlich, wie sehr Kracauer die Modernisierung bedauert, da sie die letzten Zeugnisse vergangener Zeiten vernichtet. In dieser Sichtweise trifft sich Kracauer mit seinem Freund Walter Benjamin, dessen Bilder von Paris zwar räumlich sind, aber immer noch die vergangene Zeit bewahren: „räumliches Innestehen der Zeit“.²⁸

Benjamins Bilder von Paris als Hauptstadt des 19. Jahrhunderts sind im Ganzen positiv getönt. Die visuelle Kommunikation hat den Primat. Benjamin verweist dazu auf Simmels *Soziologie*.²⁹ Die Sichtbarkeit findet ihren Ausdruck in den Passagen, den Einkaufsmeilen dieser Zeit, wo Waren in den Schaufenstern besichtigt werden konnten und die Menschen sehen und gesehen werden. Die Außenansicht entspricht aber nicht ganz der Innenansicht. Das positive Lebensgefühl in den Passagen, das Benjamin wiedergibt, ist begleitet von der seelischen Einsamkeit der Massenmenschen.

Benjamin verdankt sein Passagen-Werk dem 1926 erschienenen Buch *Der Bauer von Paris* von Louis Aragon. Dieser surrealistische Text beschreibt eine bestimmte Passage, die Passage der Oper, ein schmaler Korridor, der vom Tageslicht abgeschirmt ist. Ähnlich wie Kracaurs Einschätzung der Lindenstraße betrachtet Aragon die Passage als Ort, der durch die moderne Stadtplanung zerstört wird: ein nostalgischer Ort als Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft. Dieser formalen Struktur des Verschwindens entspricht die inhaltliche Nutzung durch Tätigkeiten am unteren Rand der Gesellschaft. Hier werden sexuelle Bedürfnisse bedient, was Aragon in der vitalistischen Metapher vom „menschlichen Aquarium“ festhält: „Grünes Licht, sozusagen abgründig, das viel von einer aufblitzenden Helligkeit hat, wenn ein Rock aufgehoben und ein Bein darunter enthüllt wird.“³⁰

Benjamin macht in seinem Passagen-Werk seine Sicht von Paris am Dichter der Modernität, an Charles Baudelaire fest. Dieser setzt sich von der anonymen Masse ab,

28 H. Schweppenhäuser, Physiognomie eines Physiognomikers, in: S. Unseld (Hrsg.), Zur Aktualität Walter Benjamins, Frankfurt a.M. 1972, S. 142 f.

29 G. Simmel (s. A 25), S. 237, 728 ff.

30 Vgl. L. Aragon, Pariser Landleben. Die Passage de l'Opéra, in: K. Bark (Hrsg.), Surrealismus in Paris, Leipzig 1990, S. 417 ff.

verachtet sie, fühlt sich aber von ihr getragen. Die Gefühlsambivalenz findet ihre Verkörperung in der Passantin, deren Schönheit an Flüchtigkeit gebunden ist. Wie Benjamin feststellt, besingt Baudelaire eine Form der Liebe, wie sie nur der Großstädter erfährt. In der Passantin habe sich der „Sexus vom Eros losgesagt“, an die Stelle des dauerhaften Liebesverlangens trete die „sexuelle Betroffenheit“.³¹ Damit nähert sich die Passantin der Hure als extremer Verkörperung der Großstadtfrau.³² Trotz dieses Realismus bleibt die Frau in Paris ein Ideal, eine überirdische Erscheinung, sowohl bei Baudelaire als auch bei Benjamin.

Baudelaire als Einwohner von Paris lebt mit den Menschen seiner Stadt. Benjamin überträgt Baudelaires Innensicht auf die Stadt selbst. Insofern prägen die Korrespondenzen zwischen den Menschen, die Baudelaires Lyrik auszeichnen, auch Benjamins Raumbilder von Paris.³³ Dafür stehen die Panoramen, die Benjamin im Sinne des neuen urbanen Raumerlebens interpretiert. Es sind die exterritorialen Kunsträume der Raumkunst, die städtische Enge zur Landschaft ausweitet.³⁴ Das Panorama als öffentlicher Raum bildet den Gegenpol zum Interieur als Lebensraum der Privatheit. Die Panoramen sowie die Interieurs dokumentieren Benjamins Ästhetisierung der Großstadt. Damit verfährt Benjamin weniger soziologisch als Simmel, der Berlin vor Augen hat, welches preußisch geprägt ist. Moeller van den Bruck, der in seinem Buch *Der preußische Stil* (1931) Berlin als „geschichtslosen Raum“ bezeichnet, nennt Paris dagegen die „Hauptstadt des Geschmacks“.³⁵ Er trifft damit Benjamins ästhetische Rechtfertigung von Paris. Benjamins Paris-Bilder haben noch eine historische Tiefe, die allerdings nicht so stark hervortritt wie in Rom, wo die Geschichte in den Monumenten dominiert. Insofern stellt Paris eine Übergangsform des Raumerlebens dar, in dem sich Raum und Zeit noch berühren, so wie es zuerst Aragon dargestellt hat.

In seinem 1993 erschienenen Buch *Der Mythos von Paris* führt Karlheinz Stierle Benjamins unvollendet gebliebenes Passagenwerk im Sinne der Semiotik weiter. Aus der Lebbarkeit der Stadt wird ihre Lesbarkeit, d. h. ihre Verständlichkeit. Die Stadt bilde einen „semiotischen Raum, wo keine Materialität unsemiotisiert bleibt“.³⁶ Der semiotische Raum ist kein Wohnraum, sondern ein Bedeutungsraum, eine Sinnquelle. Wie die Menschen die Stadt erleben und beurteilen, wird der Stadt zugeschrieben, die dadurch selbst zum Subjekt wird.³⁷ Diese Verkehrung der Perspektive macht Paris zum modernen Mythos.

31 Vgl. W. Benjamin, *Illuminationen*. Ausgewählte Schriften, Frankfurt a.M. 1961, S. 215 f., 236.

32 Ebda., S. 195 f.

33 Vgl. H. Schwepenhäuser (s. A 28), S. 150 ff.

34 Ebda., S. 189.

35 A. Moeller van den Bruck, *Der Preußische Stil*, Breslau 1931, S. 8, 152.

36 K. Stierle, *Der Mythos von Paris*. Zeichen und Bewusstsein der Stadt, München 1993, S. 14.

37 Ebda., S. 903.

Stierles Mythisierung von Paris bleibt idealistisch, seine Raumbilder sind rein mental. Das entspricht dem Klischee von Paris als „Stadt der Liebe“. Die dunkle Seite, welche Mercier und Rétif de la Bretonne beschrieben haben, ändert nichts am Mythos der Liebe, die nichts mit dem Sexus zu tun haben will. In dieser idealisierenden Sichtweise bleibt für Stierle Baudelaire mit seinen „Tableaux parisiens“ maßgebend. Einen Schritt weiter in der Erschließung des großstädtischen Raumerlebens geht Henri Lefebvre in *La révolution urbaine* (1970). Er orientiert sich zwar an Paris, entlarvt aber den „Mythos von Paris“, indem er Paris als Ausgangspunkt für die Urbanisierung der gesamten Gesellschaft nimmt. Die Dialektik im Prozess der Urbanisierung wird am Beispiel der Straße mit ihren verschiedenen Aspekten durchdekliniert.³⁸ Dagegen bezeichnet Stierle die Urbanistik als unzureichend gegenüber dem Stadtdiskurs,³⁹ übersieht dabei aber, dass die Stadtsoziologie längst dialektisch geworden ist. Stierle erwähnt Lefebvre nicht, für den der urbane Raum durch seine Heterogenität gekennzeichnet ist. Lefebvre spricht vom „differenziellen Raum“, wie er von den Pendlern erlebt wird.⁴⁰ In Stierles Optik ist der Raum von Paris noch homogen, alles scheint durch die Passage „lesbar“ zu werden. Die Realität aber sieht schon im 19. Jahrhundert anders aus, wie Lefebvre gezeigt hat; der Text der Stadt ist zweideutig, oft unlesbar. In dieser Sichtweise rückt Lefebvre die urbane Realität näher an Georg Simmels Analyse der Großstadt. „Das Urbane als reine Form“ bei Lefebvre⁴¹ entspricht Simmels Begriff der formalen Soziologie.

Lefebvre begreift die Stadt als sozialen und politischen Raum, dessen Wirksamkeit im anthropologischen Substrat des sexuellen Begehrens fundiert ist. Während in Stierles Mythos von Paris Sexualität weitgehend ausgespart bleibt, thematisiert Lefebvre die Beziehung zwischen Eros und Logos, zwischen Begehren und Raum, zwischen Sexualität und Gesellschaft. Das Urbane ist für ihn der Ort des Begehrens, wo das Begehren aber den Zwang der christlichen Sexualmoral hinter sich lässt.⁴² Daraus ist in den 1960er Jahren die Idee einer urbanen Kultur ohne Repression entstanden, wie sie von Herbert Marcuse, *Triebstruktur und Gesellschaft* und Norman O. Brown, *Zukunft im Zeichen des Eros* propagiert wurde. Auch Jürgen Habermas mit seinen angstfreien Kommunikationsstrukturen hat sich in diesem Fahrwasser bewegt und gegen die „Kolonialisierung der Lebenswelt“ durch institutionelle Herrschaftsstrukturen ausgesprochen. Das klingt nach Lefebvre, der darstellt, wie Konmerz und Konsum den städtischen Raum „kolonialisiert“ hat. Die Werbung habe aus

38 H. Lefebvre, *La révolution urbaine*, Paris 1970, S. 29 ff.

39 K. Stierle (s. A 36), S. 49.

40 H. Lefebvre (s. A 38), S. 167 ff.

41 Ebda., S. 159.

42 Ebda., S. 116, 232.

dem urbanen Raum ein „virtuelles Objekt“ gemacht.⁴³ Schließlich ist noch Günter Anders zu nennen, der im zweiten Band seines Buches *Die Antiquiertheit des Menschen* die Abhängigkeit vom Konsum beschrieben und darüber spekuliert, wie die Menschen im Schlaraffenland raumlos leben würden.⁴⁴

III:

Die Logik der Weltstadt: New York

Im letzten Abschnitt haben wir gesehen, wie Walter Benjamin Paris als Hauptstadt Europas durch die Augen des Dichters Baudelaire zum Mythos gemacht hat. Der urbane Raum ist geprägt durch die Passanten, die trotz der Agglomerationen ein Gefühl der Weite vermitteln. Herausragend ist die weibliche Passantin, die den Flaneur von der Liebe träumen lässt. Zur Liebe gehören zwar auch die Triebe, aber die Triebhaftigkeit bleibt noch individuell. Selbst die Hure, die den Dichter fasziniert, lockt als Einzelperson. Der Duft ihrer Haare ist noch ganz persönlich, eine Sinnesempfindung, die geradezu übersinnlich anmutet. Nicht die sich verändernde räumliche Ordnung der Stadt dominiert das Lebensgefühl, sondern die vom innengeleiteten Individuum her erfolgende Gliederung prägen die Raumbilder von Paris.

Ganz anders ist die Physiognomie der Weltstadt New York, die Henry Miller in seinen quasi-autobiographischen Romanen nachzeichnet. Miller ist insofern ein guter Referenzautor, als er Paris kennt und liebt und sein Bild von New York durch diesen Hintergrund gefärbt ist. In seinem 1939 erschienenen *Wendekreis des Steinbocks* entwickelt er die Logik der Stadt als „höchste Form des Irrsinns“.⁴⁵ Der Irrsinn liege im Gedränge der Menschen auf den Straßen, das ein Enge-Gefühl vermittelt, in dem der individuelle Raum gänzlich aufgehoben ist. Aus den Passanten ist die Masse außengeleiteter Elementarteilchen geworden, die dem guten Leben nachjagen. Vom Broadway heißt es: „All dies Geschiebe und Gedränge ist Action, Erfolg, Vorwärtskommen [...] das *quid pro quo* der Wechselwirkung molekularer, ektoplasmatischer Körper, die sich im Raume drängen.“⁴⁶ Miller verweist dabei auf Spenglers „späte Stadtmenschen“.⁴⁷ Körperliche Nähe und völlige emotionale Distanz gehören zusammen, eine Konstellation, die David Riesman 1950 als „einsame Masse“ beschrieben hat.

Benjamin, der die Hauptstadt Paris durch die Augen des Dichters Baudelaire sieht, ästhetisiert den urbanen Raum, für Miller dagegen ist eine ästhetische Rechtferti-

43 Ebda., S. 32, 9.

44 G. Anders, *Die Antiquiertheit des Menschen*, Bd. II, München 1995.

45 H. Miller, *Wendekreis des Steinbocks*, Hamburg 1973, S. 114.

46 Ebda., S. 91.

47 Ebda., S. 185.

gung der Großstadt nicht mehr möglich. Zu primitiv und zu brutal ist die Lebenswirklichkeit, zu gewaltig die Expansion der Stadt, von der es heißt, sie wachse wie ein Krebs. Miller beklagt, dass er sich nicht als Bewohner der Stadt fühlt, sondern selbst eine Stadt wird, „eine Welt aus totem Stein, ödem Licht, unbegreiflicher Bewegung, von Unwägbarem und Unberechenbarem, von der geheimen Perfektion des Negativen“.⁴⁸ Das ist die Umkehrung der Raumerfahrung von Benjamins Paris. Nicht mehr die Seele des Flaneurs gliedert den Raum, sondern die kalten Straßenschluchten prägen das Lebensgefühl der ständig wechselnden Bewohner, sofern man überhaupt noch von Gefühl reden kann.

Millers Romane bewegen sich anders als Benjamins Beschreibungen auf einer reflexiven Metaebene, d. h. die Schilderungen der Situation sind immer schon durchsetzt mit Bewertungen. Im *Steinbock* bezieht sich Miller auf Henri Bergsons Buch *Schöpferische Entwicklung*. Dessen Vitalismus, der die biologische Zeit in den Mittelpunkt stellt, wird bei Miller durch die Menschenmassen zusammengequetscht. Entsprechend zentral bezieht sich Miller auf das Kapitel über die Unordnung in Bergsons Buch.⁴⁹ Durch die Einbettung in die Warenwelt der Stadt bekommt der Vitalismus ein anderes Gesicht; „Alle Warenhäuser sind Symbole von Siechtum und Leere, aber Bloomingdale liegt mir besonders im Magen“.⁵⁰ Denn in diesem Warenhaus herrscht durch das Überangebot ein unerträgliches Chaos, das den vitalen Elan zerreißt, der zum Dynamit wird. Während Bergsons Lebensschwungkraft auf eine bessere Zukunft ausgerichtet ist, lenkt New York die Energie in sich überkreuzende Bahnen, die der großstädtischen Unübersichtlichkeit entsprechen. Die Ausdehnung der Weltstadt folgt keinem Plan und lässt kein Telos erkennen.

Millers New York hebt die Dynamik der Zeit auf in die alles beherrschende Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Entsprechend sind Millers Metaphern der Stadt durchweg Raummetaphern; allerdings handelt es sich nicht um den natürlichen Raum, sondern um einen künstlichen, von Menschen gemachten Raum aus Asphalt



Abb. 2: Berenice Abbott (1998-1991): Waterfront, South Street, Manhattan 1935; *The New York Public Library. Digital Collections*.

48 Ebda., S. 112.

49 Ebda., S. 209; H. Bergson, *Schöpferische Entwicklung*, Jena 1921, S. 324.

50 H. Miller (s. A 45), S. 194.

und Beton mit künstlichem Licht. Die Jahreszeiten werden reduziert auf warm und kalt. Das schließt aber nicht aus, dass Millers Ansicht von New York auf die amerikanische Sehnsucht nach einem idyllischen Leben in einer unberührten Landschaft verweist. Das gilt für die Romane von Faulkner, Fitzgerald und anderen, worauf Leo Marx in *The Machine in the Garden* hingewiesen hat.⁵¹ Allerdings geht Miller einen Schritt darüber hinaus. Er kennt die Komplexität des modernen Stadtlebens und weiß, dass die Logik der Stadt der Logik des Geldes entspricht: „In Geld zu waten durch das nächtliche Gewimmel, geschützt durch das Geld, eingewiegt vom Geld, verdummt vom Geld [...]“. Geld zählt und Geld macht Geld, aber was bringt Geld dazu, Geld zu machen?⁵² Wie schon Simmel erkannt hatte, ist aus dem Geld als Mittel der Interaktion ein Zweck an sich selbst geworden; der Knecht hat sich zum Herrn aufgeschwungen.

Durch die Vermittlung des Geldes hat Millers New Yorker Lebensgefühl seine Entsprechung im sexuellen Erleben. In der Sexualität wird die Zeit punktuell zerstückelt, der Sexus kennt keine Vergangenheit, keine Zukunft – nur Gegenwart. Hier liegt die strukturelle oder formale Verbindung zwischen der Logik der Stadt und der Logik des Sexus: „So vergehen Augenblicke, Augenblicke der Wahrheit in raumloser Zeit, in denen ich alles weiß, und wenn ich alles weiß, breche ich unter dem Gewölbe des selbstlosen Traums zusammen.“⁵³ Die „Ovarienbahn“, auf der laut Miller die Stadtmenschen dahingleiten, ist sicherlich ein Symbol des Lebensstroms. Aber der Lebensstrom wird durch das Geld umgeleitet. Dem Gedränge auf dem Broadway entspricht das Gedränge in den Tanzdiele: „Wieder die Tanzdiele, der Rhythmus des Geldes, die Liebe, die übers Radio kommt, die unpersönliche, unbeschwingte Berührung der Menge. Einen bis in die Schuhsohlen hinab reichende Hoffnungslosigkeit, ein Lebensüberdruß, eine Verzweiflung.“⁵⁴ Die damals in New York grassierende Tanzwut wird als „Totentanz“ bezeichnet. Die Frauen, die hier für Geld tanzen, sind vollkommen unpersönlich, reines „Fleisch“ im Unterschied zur ansprechenden Gestalt der Pasantin bei Baudelaire.⁵⁵

Sensible Leser fühlen sich von Millers sexuellen Allmachtphantasien abgestoßen, sie halten seine Romane für pornographisch und unmoralisch. Diese Einschätzung weist Miller entschieden zurück.⁵⁶ Er will mit seiner kruden Darstellung die Verlogenheit der Viktorianischen Sexualmoral aufdecken. An der seriellen Sexualität zeigt sich das Lebensgefühl des Großstadtmenschen, das in dieser Direktheit vorher noch nie

51 L. Marx, *The Machine in the Garden*, New York 1967, S. 51.

52 H. Miller (s. A 45), S. 112 ff.

53 Ebda., S. 114.

54 Ebda., S. 113.

55 Vgl. H. Miller, *Nexus*, London 2015, S. 180 f.

56 Vgl. H. Miller, *Von der Unmoral der Moral*, Hamburg 1992.

erfasst wurde. Dabei benutzt Miller vulgäre Ausdrücke, die nicht bildlich oder symbolisch gemeint sind, sondern die Alltagssprache wiedergeben: „pint“, „qim“, „cunt“, „fuck“ usw. Miller möchte sie wertfrei verstanden wissen, sie sollen die Begierde beider Geschlechter spiegeln. Allerdings ist unübersehbar, dass Miller mit diesem Stilmittel sein Ziel verfehlt. Nach dem ersten Schock wirkt die ständige Wiederholung des Geschlechtsakts ermüdend und schmälert somit die literarische Qualität seiner Romane. Nur wenn man von der Sexfixierung absieht – was selbst dem gutwilligen Leser nicht leicht fällt – wird die anthropologische Tiefendimension erkennbar. Statt sich wie Proust in psychologischen Selbstbeobachtungen zu ergehen, lässt Miller die biologischen Fakten selbst sprechen. Im Verzicht auf romantische Einkleidung liegt ein gewisser Heroismus, mit dem Miller der Natur des Menschen so nahe kommt wie Ernest Hemingway mit seinem soldatischen Ethos.⁵⁷

Millers Entzauberung der Weltstadt New York erinnert an Spenglers Weltuntergangsvisionen. Dabei betont Miller die Differenz zwischen Europa und Amerika. Ähnlich wie Kracauers Abschied von der Lindenstraße beschreibt er die Trauer der Anwohner bei der Modernisierung der North Second Street, die in Metropolitan Avenue umbenannt wurde. Neben der North Second Street lag eine kleine Straße, Fillmore Place genannt: „Die kleine Straße lag schräg gegenüber von dem Haus, das meinem Großvater gehörte und in dem wir wohnten. Es war die bezauberndste Straße, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe – die ideale Straße für einen Jungen, einen Verliebten, einen Wahnsinnigen, einen Trunkenbold, einen Hochstapler, einen Wüstling, einen Banditen, einen Astronomen, einen Musiker, einen Dichter, einen Schneider, einen Schuster, einen Politiker. Genau eine solche Straße war es: sie beherbergte alle Vertreter der menschlichen Rasse, deren jeder eine Welt für sich war und die alle zusammen, harmonisch oder unharmonisch, *aber zusammen*, als eine feste Gemeinschaft lebten, eine dichte menschliche Keimzelle, die nicht zerfallen konnte, es sei denn, die Straße selbst wäre zerfallen.“⁵⁸ Und das ist sie infolge der Urbanisierung, die so brutale Formen annahm, dass die Betroffenen sich heimatlos fühlten. „Ein Europäer kann sich dieses Gefühl kaum vorstellen. Wenn in Europa eine Stadt modernisiert wird, bleiben doch noch Merkmale ihrer Vergangenheit zurück. In Amerika werden solche Reste durch das Neue ausgemerzt, aus dem Bewusstsein gefegt, zertrampelt, ausgerottet und zunichte gemacht.“⁵⁹

So vernichtend sein Urteil über den Lebensraum Amerika auch ist, wie sehr er New York im Vergleich mit Paris auch hasst, sein Verhältnis zu Amerika bleibt doch ambivalent. Ebenso wie Spengler Europas städtische Zivilisation noch nicht verloren gibt,

57 Vgl. H. E. Holthusen (s. A 23), S. 23.

58 H. Miller (s. A 45), S. 203.

59 Ebda., S. 205.

bleibt Miller im Bann des amerikanischen *way of life*. Von seiner Geliebten, deren majestätischer Gang ihn fasziniert, heißt es am Ende des Buches: „Der Broadway ist ihr Reich. Das hier ist der Broadway, ist New York, ist Amerika. Sie ist Amerika auf zwei Beinen, mit Flügeln und Geschlecht [...]“. Und als der Dichter nach langer Wanderung durch die nächtlichen Straßen von New York an die Stelle kommt, wo er seiner Geliebten zum ersten Mal begegnet ist, ruft er aus: „Geliebter alter Broadway!“⁶⁰

Im Unterschied zum existenzphilosophischen Zeiterleben von Martin Heidegger im Schwarzwald ist Millers Anthropologie der Großstadt zeitlos und raumorientiert. Die „exzentrische Positionalität“, die der Philosoph Helmut Plessner dem Menschen zugeschrieben hat, wird bei Miller am Times Square, dem „Zentrum der Welt“, körperlich greifbar. Den sich drängenden Menschen geht es allein um das Hier und Jetzt, um die unmittelbaren Gegebenheiten des Lebens. Sie erzeugen ein Gefühl der Unbehaustheit. Das formuliert Miller geradezu surrealistisch: „Der Raum rollt wie ein Teppich auf mich zu und verschlingt mich, und damit natürlich auch das Haus, das mir nie zu betreten gelingt.“⁶¹ Mit solchen Bildern reproduziert Miller offenkundig emotionale Schemata von Dada und den Surrealisten. Das ist aber keine ästhetische Spielerei, sondern Ausdruck der Not des Autors, auf der Suche nach der verlorenen Identität, nach dem authentischen Selbst: „Denn es gibt nur ein einziges großes Abenteuer, das innere Abenteuer der Suche nach unserem Selbst, und dabei spielen weder Zeit noch Raum, ja nicht einmal Taten eine Rolle.“⁶² Beides zusammen, die sexuelle Triebhaftigkeit und die Autorschaft, machen den fantastischen Realismus der New York-Romane Millers aus. Was sich daraus für Millers Vorstellungen von der urbanen Moralität ergibt, ist mehr als ein „neuer Humanitarismus“, wie Arnold Gehlen vermutet.⁶³ Darüber mehr im Epilog.

IV.

Epilog: Urbane Lebenskunst

Abschließend gehe ich der Frage nach, wie der urbane Lebensraum die Werteinstellungen und moralischen Normen der Menschen beeinflusst. Meine Ausführungen zu diesem Thema beziehen sich auf die besprochenen Raumbilder von Paris und New York, sind aber idealtypisch zu verstehen. Ein aktuelles Beispiel wäre Rio de Janeiro, das sich in den Favelas von der rauen Seite zeigt. Während Paris im 19. Jahrhundert

60 Ebda., S. 326, 317.

61 Ebda., S. 207.

62 Ebda., S. 12, 213, 218.

63 A. Gehlen, *Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft*, Hamburg 1957, S. 24; H. Miller, *Von der Unmoral der Moral*, Hamburg 1992, S. 24.

für seine Bewohner noch einen heimatlichen Raum bildete, ist New York im 20. Jahrhundert zu einem raumlosen Ort geworden. Gemäß dem alten Diktum: „Stadtluft macht frei“ (ironischerweise müsste es infolge des Smogs heute heißen: „Stadtluft macht krank“) gilt generell, dass traditionelle, an räumliche Vertrautheit und Zugehörigkeit gebundene Handlungsnormen in der Großstadt als *melting pot* von Menschen aller Art und Herkunft ihre Verbindlichkeit einbüßen.

Jeder ist auf sich gestellt, muss mit fremden Vorstellungen und sich schnell wandelnden ökonomischen Verhältnissen zurechtkommen. Die Stadt bringt eine bestimmte Art von Menschen hervor, die unter unstabilen, fragmentierten sozialen Bedingungen zusammenleben können. Theoretiker der Vernunftethik und der modernen Diskursethik ziehen daraus den Schluss, dass die urbane Ethik auf dem Austausch von Gründen beruht, was den Idealen des liberalen Egalitarismus entspricht. Doch bei aller Liebe für Vernunftgründe, an denen Neukantianer als allgemeines Prinzip moralischen Handelns festhalten, ist daran zu erinnern, dass Imperative nur dann und nur deshalb überzeugend wirken, wenn sie von Menschen in einem bestimmten Lebensraum internalisiert worden sind. Eine Norm befolgen und sie begründen, sind zweierlei Vorgänge. Jeder Mensch verfügt über Handlungsnormen oder Regeln, die er *de facto* nicht hinterfragt, weil sie ihm durch die Lebensform auf den Leib geschrieben sind.

Natürlich ist der Gedanke einer von Traditionen und Repressionen freien urbanen Ethik als Reaktion auf die Globalisierung verlockend. Aber es wäre naiv zu glauben, rationale Begründungen im Sinne der Diskursethik könnten die Vertrautheit eines überschaubaren Lebensraumes ersetzen oder wiederherstellen. In der Großstadt regiert nicht das Subjekt rationaler Selbstbestimmung, sondern der Typus des „flexiblen Menschen“, der sich im ständig wechselnden Ambiente stets neu erfinden muss. Die durch das Programm der Selbsterfindung wirksamen Sozialisationsmuster bleiben allerdings unklar und weitgehend undurchschaubar. Das Versprechen grenzenloser Freiheit leistet falschem Bewusstsein Vorschub. Jeder meint, er könne seine Möglichkeiten frei ausschöpfen, bemerkt aber nicht, dass er in Abhängigkeiten verharret, die lediglich weniger fühlbar sind als die alten kulturellen Zwänge in heimatlichen Gefilden. Die emotionale Beziehungslosigkeit des urbanen Raumes wird überdeckt durch den Überfluss an Waren und Dienstleistungen, der die Menschen am Tropf des Konsums hält und im Sinne des Profits manipuliert. Das betrifft nicht nur die Ökonomie, sondern auch die Kultur, die in Form der Event- und Partykultur Züge psychoaffektiver Infantilisierung annimmt.

Ausgangspunkt menschlichen Verhaltens ist und bleibt der Wille zum Leben. Die Frage, warum man gut leben möchte, ist eine sinnlose Frage. Im Gegensatz zur formalen Ethik bestimmen utilitaristische Vorstellungen das Denken und Handeln der Menschen. Großstadtmoral ist primär Sozialtechnologie, die darauf abzielt, die

Abb. 3:

Berenice Abbott: Under Riverside Drive Viaduct, 125th Street at 12th Avenue, Manhattan 1937; The New York Public Library. Digital Collections.



eigene Glücksvorstellung zu realisieren, ohne dabei mit anderen in unnötige Konflikte zu geraten. Das ist eine schwierige Aufgabe, die mit der Diskursethik nicht zu bewältigen ist. Überzogene Erwartungen in die Wirksamkeit diskursiv generierter Normen zerschellen an den Situationen, die unvorhersehbar sind. Das Leben in der Stadt kennt keinen vorgefassten Plan und ist deshalb auch nur hypothetischen Imperativen zugänglich. Hier ist die Philosophie der Lebenskunst gefragt, die zwischen den Ansprüchen von Individuum und Gesellschaft vermittelt.⁶⁴

Dauerreflexion können sich nur sozial freischwebende Intellektuelle leisten, die nicht wahrhaben wollen oder können, dass Begründungen und Motive verschieden sind. Anders als Gründe, die überall gleich gelten, entspringen Motive, mehr oder weniger unmittelbar, dem Willen zum Leben. Durch die unaufhörlichen Berührungen mit unzähligen fremden Menschen kann in der Großstadt der Einzelne keinen gemeinsamen Lebensraum finden. Der unbehauste Mensch der Großstadt kann nur in sich selbst Heimat finden, eine rekursive Denkform, ohne die es zum Kampf aller gegen alle kommen würde. In der urbanen Lebenskunst geht es folglich um Einübung von Lebensstilen, die im Sinne des Utilitarismus ein gewaltfreies Zusammenleben von Menschen aus verschiedenen Kulturen ermöglichen. Der urbane Lebensstil ist konsequentialistisch, er orientiert sich an den Folgen des Handelns, dessen Regeln sich von selbst verstehen und keiner weiteren Begründung bedürfen. Die Großstadt repräsentiert den Raum der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, den raumlosen Raum des „letzten Menschen“, dessen Maxime lautet: Leben und leben lassen. Spengler lässt grüßen.

64 Vgl. F. Fellmann, Philosophie der Lebenskunst, Hamburg 2009.

Konstitution der Lebenswelt Großstadt

Eine phänomenologische Reflexion der Reflexionen

1. Lebenswelt Großstadt als Ortschaft unseres Philosophierens

Die Lebenswelt Großstadt, so sagt man mit Recht, verdichte und gestalte das moderne Leben. Gestalte sich geradezu als Schaufenster der Moderne. Sie stellt unser alltägliches Dasein nicht nur vor und aus, sondern gibt ihm ein Gesicht, eine Struktur. Kurz, hier spielt unser wirkliches So-in-der-Welt-sein.

Nicht als ob Großstadt nun nur eine weitere Bühne, ein Spielfeld neben anderen Möglichkeiten unseres In-der-Welt-seins wäre. Als ob wir hier und jetzt noch wirklich eine Wahl, eine lebensweltliche Alternative hätten. Die Lebenswelt Großstadt *ist* jetzt unser uns ganz und gar umfassender Horizont! Es gibt, phänomenologisch gelesen, für uns keinen Fluchtpunkt Provinz mehr!

Das macht uns auf unser ausweglos scheinendes großstädtisches In-der-Welt-sein aufmerksam. Wir sind, aus jeder nur denkbaren Perspektive (selbst Wahnsinn, Irrationalität, Traum und Utopie nicht ausgeschlossen),¹ existentiell, durchaus irritiert und perturbiert, als Dasein in dieses Spiel Lebenswelt Großstadt verflochten. Die (sogenannten) Innen- und Außenhorizonte sind miteinander verflochten.

Vor diesem Hintergrund sollte uns der (variantenreich vorgebrachte) Stoßseufzer nicht verwundern: die Welt sei praktisch aus den Fugen. Irgendwie! Etwas! Ganz und gar! Zumindest da und dort! Gesellschaftlich; sozial, ökonomisch; ökologisch; politisch; religiös, moralisch! – Vor allem in der Großstadt verdichte sich diese, von nicht wenigen, als problematisch erlebte moderne Welt.² Möglicherweise sogar, denken wir beispielsweise an Oswald Spengler, die Inszenierung des Schauspiels eines Untergangs.

Man sollte meinen eine uns so ganz und gar vereinnahmende (so erlebte, in den Blick gerückte) Unbedingtheit So-da-zu-sein, müsse das Philosophieren vordringlich

1 Von hier aus wäre ein Blick hin zu einer phänomenologisch arbeitenden Psychiatrie möglich.

2 Dazu (beispielsweise) K. Wilhelm, Ordnungsmuster der Stadt. Camillo Sitte und der moderne Städtebaudiskurs, in: K. Wilhelm / D. Jessen-Klingenberg (Hrsg.), Formationen der Stadt. Camillo Sitte weitergelesen, Gütersloh 2006, S. 15-96, hier S. 42 ff.

bewegen. – Und das schon aus Eigeninteresse! Ist es doch, nicht anders als Kunst, Religion, und (sogar) Wissenschaft, im Grunde ein Ausdruck, eine Vorstellung, wortwörtlich eine *Reflexion* unserer Lebenswelt, unseres großstädtischen So-in-der-Welt-seins. Zumindest ist es was immer es sonst noch sein mag, was wir ihm unterlegen, die Ortschaft unserer (wortwörtlich) Reflexionen. – Tatsächlich aber, schauen wir uns nur um, wird eine philosophische Vorstellung der Großstadt sehr zögerlich, und wenn überhaupt, dann (und wann) nur wie nebenbei geleistet.

Aber hat denn eine *Philosophie der Großstadt* über diese (sicher gewichtigen) philosophischen Eigeninteressen hinaus (die Reflexion der eigenen Ortschaft des Denkens) überhaupt wirklich eine weiterreichende, etwa allgemein praktische Relevanz? Aus welchen Gründen sollte sich ein Mensch mit seinen (zumeist) nur knappen Zeitressourcen auf eine philosophische, eine phänomenologische Vorstellung der Lebenswelt Großstadt einlassen? Es gibt, und nicht wenige werden dem zustimmen, sicher vergnüglicheres, als solche, als trocken geltenden, als umständlich und verstiegen verschrienen, philosophischen Reflexionen. Diese Frage, welche allgemeine Bedeutung einem Philosophieren hier zukomme, ist noch aus einem anderen Grunde berechtigt. Und braucht daher von Anfang an, gerade in einer phänomenologischen Grundlagenarbeit, Aufmerksamkeit. Eines drängt sich auf und kann kaum übersehen werden. Die Großstadt, das großstädtische Leben sind *wissenschaftlich* (um von der Kunst, der Literatur ganz zu schweigen) dicht vermessen. Was sollte, so wird man sagen, ausgerechnet ein Philosophieren theoretisch oder gar praktisch darüber hinaus noch beitragen können?³

Schauen wir also hin auf das phänomenologische Arbeiten! Seinem Anspruch nach entfaltet das phänomenologische Philosophieren eine letztmögliche Hinterdenklichkeit. Da ist immer ein mit im Spiel sich befindendes Thema. Eine fundamental gerichtete Eigen-Perspektive, eine radikale Reflexion der Reflexionen! – Daraus lesen wir den Auftrag: die Lebenswelt Großstadt philosophisch-gründlich, systematisch, reflexiv, in den Blick zu rücken! Eben nicht nur irgendwie, nun auch philosophisch; sondern *hinschauen* auf das Wesen, oder die Form, oder die Gestalt, oder den Begriff, die Reflexionen der Großstadt. – Nennen wir es hier noch wie wir wollen. *Phänomenologisches Philosophieren* ist, was immer im Einzelnen damit bedeutet wird, in jedem Fall also Reflexion, *unsere* Reflexion. Konkret eine reflexive Reflexion mit Blick auf *unsere* selbstgeleisteten Vorstellungen. (Ob dieser Anspruch so eingelöst,

3 Die Philosophie – so Husserl – verfüge „nicht bloß über ein unvollständiges und nur im einzelnen unvollkommenes Lehrsystem, sondern schlechthin über keines. Alles und jedes ist hier strittig, jede Stellungnahme ist Sache der individuellen Überzeugung, der Schulauffassung, des Standpunktes.“; vgl. E. Husserl, *Philosophie als strenge Wissenschaft*; hrsg. von W. Szilasi (zuerst Logos, Bd. 1. 1910/1911), Frankfurt a.M. 1965, S. 291.

verwirklicht werden kann, steht hier noch auf einem andern Blatt). Wie immer es mit dem Gelingen oder Misslingen unserer phänomenologischen Reflexion der Reflexionen der Lebenswelt Großstadt stehen mag, ob es sich überhebt oder nicht, zumindest eines scheint mit diesem Anspruch auf. Schon durch diese *radikale* Absicht, letztmögliche Grundlagenforschung zu leisten, wird eine *Philosophie der Großstadt* wahrhaftig ein ganz *praktisches* und durchaus auch riskantes Abenteuer. Nämlich das Abenteuer einer möglicherweise auch praktisch folgenreichen Selbstexploration. Eine also letztendlich existentielle Herausforderung! Wir reflektieren nämlich lebensweltlich selbst! Ob wir wollen oder nicht! Gleich wie und ob wir mit unseren Reflexionen theoretisch zu Recht kommen oder nicht! Wir reflektieren in jedem Fall als Da-und-So-in-der-Welt-sein! Allein aus diesem Grunde, gestaltet sich eine Philosophie der Großstadt als anthropologisch praktisch unverzichtbar. Das gilt im Übrigen auch mit Blick auf die objektiv ausgerichteten Wissenschaften.⁴ – Kurz und knapp und so verdichtet. Phänomenologische Reflexionen der Großstadt haben keineswegs nur theoretische sondern auch *praktisch existentielle Bedeutung*. In diesem Sinne reflektieren wir den Horizont Großstadt phänomenologisch als unsere uns unabdingbar (notwendig) existentiell zugehörige Lebenswelt. Uns zugehörig mit allen praktischen und theoretischen Konsequenzen.

2. Phänomenologie als existentielle Großstadt-Forschung

Wir reflektieren Großstadt also als die uns unabdingbar zugehörige Lebenswelt. Ich weiß kein Philosophieren das dafür geeigneter wäre, als eine *existentiell ausgerichtete Phänomenologie*! Geleistet wird diese phänomenologische Vorstellung der Lebenswelt Großstadt als *Reflexion der Reflexionen unseres wirklichen So-in-der-Welt-seins*. Das und so ist existentielle Phänomenologie als philosophische Grundlagenforschung.

Eine Reflexion der Reflexionen? Also doch (und wie von manchen befürchtet) abstrakt und fern allem was Menschen wirklich, eben praktisch bewegt. So geführte Reflexionen scheinen schon allein durch ihre Form, aus dem, als praktisch bedeutsam behaupteten Horizont Lebenswelt Großstadt herauszuführen. Das zeige dieses grundlagenphänomenologische Arbeiten als ganz und gar unpassendes Verfahren für eine Philosophie der Großstadt. Nichts weiter als ein leeres intellektuelles Glasperlenspiel! Mit einigem Recht dürfe bezweifelt werden, dass ausgerechnet dieses

4 Georg Simmel schreibt: „Ja, vielleicht würde selbst die vollendete Empirie die Philosophie als eine Deutung, Färbung und individuell auswählende Betonung des Wirklichen gerade so wenig ablösen, wie die Vollendung der mechanischen Reproduktion der Erscheinungen der bildenden Kunst überflüssig machen würde.“; vgl. G. Simmel, *Philosophie des Geldes*, Gesamtausgabe, Bd. 6, Frankfurt a.M. 1996, S. 9.

phänomenologische Philosophieren, das sich selbst als Schauen und Hinschauen auf das Schauen vorstellt, einen für die Gegenwart und Zukunft der großstädtischen Gesellschaft nennenswert relevanten Beitrag leisten könne! Das Resümee kurz und knapp: Ein sich so positionierendes Philosophieren (der reflexiven Reflexion) sei dem Ernst der Lage, der als irritierend erlebten modernen großstädtischen Lebenswelt, nun wahrhaft nicht angemessen.

Dass phänomenologische Reflexionen lebensfremd, verstiegen, hermetisch, sogar mit Absicht exklusiv verschlossen seien, ist ein sich hartnäckig haltendes Missverständnis. Schauen wir hier genauer hin, klammern wir Vorurteile ein. Tatsächlich setzt sich existentielle Phänomenologie als Theorie. Wortwörtlich und ausdrücklich: *Theorie* (theoretikós: hinschauend, betrachtend)! Und das zu Recht! Not tut nämlich genau das Gegenteil von dem was man landauf landab als nützlich, utilitaristisch sinnvoll bezeichnet. Oft genug sind gerade diese als praktisch gedachten, politisch geforderten und geförderten, wissenschaftlichen Positionen, Teil des Problems mit ihrem stillschweigend zugrunde gelegten Prinzip: mehr von dem Gleichen. Sie verschärfen existentielle Irritationen und Perturbationen und führen sich selbst als vermeintlich objektiv gesetzte Vorstellungen (ein eigenartig naiver Dogmatismus) in die Irre.

Humanes, praktisches Handeln braucht zunächst und als erstes immer noch und immer wieder, einen *Anfang*, ein *Prinzip*. Das ist, als erster Schritt, eine dem großstädtisch geordneten Menschen gemäße Theorie. Ein Wahrnehmen, Schauen, ein radikal reflektiertes Selbst-verständnis unseres wirklichen Da-und-So-in-der-Welt-seins. Kurz: es braucht eine phänomenologische Reflexion für all die möglichen Reflexionen. Das benennt die Herausforderung. Prinzipien konstituieren und rechtfertigen für den Entwurf unseres existentiellen Horizonts Lebenswelt Großstadt. Prinzipien für all unsere möglichen theoretischen und praktischen Leistungen, für unser lebensweltliches Handeln, Gestalten, Reflektieren, unserem sich bewegen (können).

3. Eine ›kleine‹ Phänomenologie der Phänomenologie der Großstadt

Phänomenologie hat sich selbst (mögen die Meinungen über sie sein wie sie wollen) als philosophische Grundlagenforschung gründlich vorzustellen und einzuführen. Das ist kein methodologisches Vorspiel! Ein notwendiges Übel! Kein umständlicher Rechtfertigungsversuch! Eine weitere abstrakte Reflexion, die von dem praktisch Interessierenden, dem Nützlichen, trennt.

Hören wir aber genau hin, so ist es nicht die *Abstraktheit* phänomenologischer Reflexion, ihre vermutete *Lebensfremdheit*, die vor allem befremdet. Sondern gerade die, gemessen an den umlaufenden Theorien, so ungewohnte Schlichtheit ihrer

Arbeitsformen.⁵ Keine aufwendigen Untersuchungen, Interviews, Experimente. Denken wir vor allem an die phänomenologischen Leistungen: *Schauen und reflektieren!* Wir Phänomenologen schauen wirklich *einfach* hin und uns dabei selbst zu! In unserem Blick immer auch unser Hin- und Zuschauen selbst. – Der Vollzug dieser radikalen Reflexion setzt uns selbst in unseren Blick als diese-da, die wirklich so reflektieren (müssen, sollen), eben lebensweltlich als So-sein reflektieren.

Wie von selbst fundiert sich das phänomenologische Philosophieren, das können wir nun nicht mehr übersehen, als *existentielle Anthropologie*. (Im Übrigen, gerade das was Husserl unter allen Umständen zu vermeiden suchte). Das ist eine Anthropologie, die sich nicht idealistisch verdünnt oder naturalistisch (biologistisch, psychologistisch, oder neurobiologisch) verkürzt. Sondern als phänomenologisch gerichtete Anthropologie uns als wirkliches Da-in-der-Welt-sein reflektiert.

Habe ich mich verirrt? Bewegen wir uns überhaupt noch in Sichtweite einer Phänomenologie der Großstadt? – Sogar dichter als nur in Sichtweite! Mit unserem systematischem Schauen auf unser Schauen sind wir schon mitten in unserem Thema: Phänomenologie der Lebenswelt Großstadt. Unser radikal-existentiell angelegtes Reflektieren weist sich, gerade so als wesentliche Institution der Moderne aus. Es reflektiert sich als selbst-bezügliche, selbst-verständliche Form unserer Lebenswelt Großstadt. Und stellt uns gerade mit dieser Möglichkeit der Reflexion der Reflexionen ausdrücklich in den Horizont Lebenswelt Großstadt. Wir werden *in* und *mit* der Gestaltung phänomenologisch reflexiver Reflexion als So-Da-in-der-Welt-sein uns selbst wesentlich wirklich vorgestellt. – Wir rücken uns selbst mit dieser und mit keiner anderen Lebenswelt radikal-existentiell in unseren Blick.

Wir schauen einfach weiter selbstbewusst hin auf unser Wahrnehmen, unsere Reflexionen; hin auf unser konstitutives Hinschauen auf die Lebenswelt Großstadt. Das ist nicht als belanglose erkenntnistheoretische Exkursion abzulegen; als bloß philosophisch phänomenologische Ornamentik. – Die Titel *phänomenologisches Schauen*, *phänomenologische Reflexion*, müssen grundsätzlich und eigens, (zugegeben) oft genug umständlich, eingeführt, phänomenologisch bestimmt werden. Und das nicht nur mit Blick auf die inzwischen ausufernde Literatur, die sich als phänomenologisch behauptet. Sondern, das Selbstverständnis der Phänomenologie als philosophischer Grundlagenforschung fordert es in jedem Fall.

5 Phänomenologie, schreibt Hans Blumenberg treffend, sei „Wissenschaft von den Trivialitäten: das Thema klein zu halten, um die Sicherheit seiner Behandlung groß zu machen – und dadurch den Grund für weiteres zu legen.“; vgl. H. Blumenberg, *Zu den Sachen und zurück*; aus dem Nachlass hrsg. von M. Sommer, Frankfurt a.M. 2002, S. 112.

Phänomenologisches Arbeiten ist ein *systematisches, selbstgelestes* hinschauen auf unsere intentionalen Bezüge.⁶ Entfaltet, in einem ersten Schritt, als ein methodisches Beschreiben. Ein schlichtes deskriptives Arbeiten ausdrücklich ohne theoretisch spekulative Gewaltsamkeiten.⁷ Die sich aufdrängenden Theorien mit ihren Geltungsansprüchen klammern wir ein.⁸ Wie weit aber, oder gar wie tief reicht dieses phänomenologische Schauen? Was können wir so wirklich als wesentlich begreifen? Schauen wir hin auf unser *phänomenologisches Schauen der Lebenswelt*, auf unser uns Selbstverstehen als Da-und-So-in-der-Welt-sein! Phänomenologisches Schauen ist, hier dürfen wir nicht fehlgehen, in keinem Fall deckungsgleich mit sinnlicher Wahrnehmung. Wir gebrauchen, so Husserl, „den Ausdruck Erschauen“ „in dem ganz weiten Sinn, der nichts anderes besagt als *Selbsterfahren*, selbstgesehene Sachen haben und auf Grund dieses Selbst-Sehens die Ähnlichkeit vor Augen haben, daraufhin jene geistige Überschiebung vollziehen, in der das Gemeinsame [...] selbst hervortritt, und das heißt, zur schauenden Erfassung kommt.“⁹

Denken wir beispielsweise an das so selbstverständlich in unterschiedlichen Kontexten, Konnotationen, gesetzte: *großstädtische Leben*. Zumeist gebraucht als Leer-



Abb. 1: Buchcover »Otto Dix Großstadt«, von B. Schwarz, Berlin 1989; mit Mittelteil des Triptychons »Großstadt« (1927/28) von Otto Dix.

6 Dazu Hans Blumenberg: „Übertragbarkeit von Subjekt zu Subjekt gibt es im strengen Sinne nicht. Immer muss das Medium der Beschreibung eingeschaltet werden, dessen instrumentaler Sinn allein darin besteht, die dem einen gegebene Anschauung bei dem anderen zu induzieren, also wiederum als diejenige Anschauung zu erzeugen, die allererst Zustimmung zur Beschreibung herbeiführt.“; vgl. ebda., S. 119.

7 „Am Prinzip aller Prinzipien: dass jede originär gebende Anschauung eine Rechtsquelle der Erkenntnis sei, dass alles, was sich uns in der ‚Intuition‘ originär (sozusagen in seiner leibhaften Wirklichkeit) darbietet, einfach hinzunehmen sei, als was es sich gibt, aber auch nur in den Schranken, in denen es sich gibt, kann uns keine erdenklich Theorie irre machen.“; vgl. E. Husserl, Gesammelte Werke, Band III/1. Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, Den Haag 1976, S. 51.

8 Das ist im Übrigen ausdrücklich (noch) kein Durchstreichen.

9 E. Husserl, Erfahrung und Urteil; redigiert und hrsg. von L. Landgrebe und einem Nachwort und Register von L. Eley, Hamburg 1972, S. 421.

formel. Sie erlaubt beispielsweise, diese oder jene Stadt als Großstadt anzusprechen; auf diese oder jene befürchteten oder erwünschten Gestaltungen hinzuweisen, o.ä. – Oder, ich werde auf etwas aufmerksam gemacht: das da! dort! achte auf diesen Zusammenhang! Es sind, was immer sonst noch, in jedem Falle Bewegungen in einer uns (sowohl dir als auch mir) vertrauten Welt. Phänomenologisch ein dichtes Gewebe von Akten, das Möglichkeiten als diese oder jene Wirklichkeit theoretisch und praktisch herausstellt.¹⁰

4. Phänomenologisches Schauen

Offensichtlich, und kaum zu leugnen, die Großstadt regt an und regt auf. Vorgestellt und reflektiert vor allem (gleich ob kritisch oder zustimmend) durch die Literatur, die Malerei, die Musik, die Wissenschaften, und die Philosophie. Denken wir, um nur (willkürlich) einige Namen zu nennen, an Georg Simmel und Walter Benjamin; an Raymond Chandler und Otto Dix. Sehr unterschiedliche Reflexionen der Lebenswelt Großstadt. Eines aber verbindet sie: Die Großstadt, das Großstädtische, ist nicht vorgestellt als bloß beliebiges ästhetisch anregendes Sujet; nicht als modisch interessantes Thema neben anderen. – Das Philosophieren selbst, das uns hier besonders interessiert, ist seit mindestens hundertfünfzig Jahren nicht weniger als eine Reflexion der Lebenswelt Großstadt. Schon als eindringliches (Selbst-)Verstehen und ausdrücklich (Selbst-)Gestaltung eines So-in-der-Welt-seins. Unsere Lebenswelt wird philosophisch reflektiert, und das Philosophieren reflektiert Lebenswelt Großstadt, gleichgültig ob es sich ausdrücklich so ausrichtet und thematisch so setzt oder nicht. Selbst noch ein inszenierter Rückzug auf eine Berghütte als Reflexions-Ort, demonstrativ Provinzler (Heidegger) oder Waldgänger (Ernst Jünger) sein zu wollen, lesen wir als Bestätigung des alle Daseins-Möglichkeiten, umfassenden Horizonts Lebenswelt Großstadt! Auch dieses Übersehen oder Verdrängen (wollen) der lebensweltlichen Ortschaft der modernen Philosophie, als der wesentlich wirklichen Voraussetzungen auch der strengsten Reflexionen, ordnet sich so in das Thema Philosophie und Großstadt der Moderne ein.

Wir halten weiter Ausschau nach unserem *Phänomen* ‚Lebenswelt Großstadt‘. Als etwas, das uns wirklich in allen Lagen existentiell angeht. *Phänomen Lebenswelt* denken wir nicht als Gegenstand, Ding, Objekt, als Substanz. Sondern setzen es als Geleistetes unserer reflexiven Reflexion. Unsere Leistungen und unser Geleistetes werden uns selbst zugänglich als lebensweltliches Phänomen. – Wir werden dabei

10 Das sind Leistungen, ohne die ein ‚sich bewegen‘, ‚sich ordnen‘ können im Horizont einer ‚komplexen Welt‘ überhaupt nicht möglich wäre.

nicht nur auf unser Hinschauen aufmerksam, sondern auch auf unser lebensweltliches So-da-sein verwiesen. – Zuerst und zumeist bin ich aber als diese meine Möglichkeit lebensweltlich So-da-zu-sein nicht ausdrücklich bei mir. Etwa bei meinem Wahrnehmen, Denken, Träumen, Sich-erinnern (von diesem oder jenem Da); kurz, nicht bei mir und meinen von mir selbst geleisteten Akten. Ich bin in der Regel (praktisch sicher aus guten Gründen) selbstverständlich ausgerichtet auf: Gegenstände, Sachlagen, Ereignisse, Vorstellungen, auf diese oder jene Gestaltungen, Lagen, Verhältnisse, einer als wirklich, einer als natürlich objektiv geltenden Welt. Das eigens hervorzuheben, darauf hinzuweisen, darauf aufzumerken, dafür sehen wir im Alltag keinen Anlass. Nicht mein Wahrnehmen, Planen, nachdenken, mein Hoffen oder Sich-ängstigen (usw.) ist in der Regel in meiner Aufmerksamkeit als das von mir Geleistete. Sondern das von mir wahrgenommene Objekt, dieses oder jenes Vorhandene, als mein (und unser) Gegenstand. Mein sich beziehen auf dieses oder jenes Da, durch diese oder jene Modi, bleibt zuerst und zumeist unbeachtet, bleibt verdeckt. Das gilt auch für die Wissenschaften, für das normale wissenschaftliche Denken und Handeln.¹¹ Dass dieses uns selbstvergessen (können), unser unwillkürliches bei-den-Dingen-der-Welt-sein, ein geradezu praktisch wunderbarer Vorgang ist, darf allerdings nicht vergessen werden.

Schauen wir hier weiter hin auf diese zumeist nicht in den Blick kommenden unwillkürlichen und willkürlichen Gestaltungen unseres So-in-der-Welt-seins. Hin auf die von uns ausdrücklich *existentiell* gefasste *Intentionalität*. Sie ist nicht etwas, durch das wir uns nachträglich, oder gelegentlich, an eine immer schon vorhandene, gestaltete, geordnete objektiv da-seiende Welt irgendwie anheften. (Ich da, dort die objektive Welt). Sondern wir entdecken diese Welt als unsere von Anfang an existentielle Gestaltung, als Lebenswelt unseres (auch leibhaften) Da-und-So-seins. Intentionalität ist also weit mehr als nur ein Vermögen der Vernunft. Wir setzen sie als konstitutives existentielles (leibhaftes) Potential.

11 Beispielsweise: „In der Analyse ist eine Stadt immer die Stadt der Analyse, die Stadt des Verkehrsplaners oder die Stadt des Juristen, des Stadt des Geographen oder die Stadt des Soziologen oder die Stadt des Historikers oder die Stadt des Ökonomen. Deswegen blieben auch alle Versuche erfolglos, eine wissenschaftliche und gleichzeitig allgemeine Definition für das Phänomen Stadt zu finden.“; vgl. *Th. Schabert*, Wie werden Städte regiert?, in: *ders.* (Hrsg.), *Die Welt der Städte*, München/Zürich 1991, S. 170. – Karin Wilhelm schreibt mit Blick auf die Konstitution der Bilder der Großstadt im 19. Jahrhundert. Die Hygieniker „betrachteten die Stadt nicht als Raumkörper von besonderer Gestalt und Gestaltung mit spezifischen ästhetischen, historisch und kulturell definierten Qualitäten, sie hatten ihren durchdringenden Blick vielmehr auf den Organismus der Stadt gerichtet, der ihnen nun gleichsam wie ein verwildertes, unkontrolliertes Durchzugsgebiet für giftige Stoffe, bakterielle Fremdbesiedlung und nomadisierende Population erschien. Ihre Analytik folgte den (Blut)Spuren dieser Erreger, die durch Infiltration das ‚Ungesunde‘ in den Körper der Stadt einschleusten und ihn zu zerstören drohten.“; vgl. *K. Wilhelm* (s. A 2), S. 43.

Das sind keineswegs bloße erkenntnis- und geltungstheoretischen Fragen. Wir bewegen uns, reflektiert, immer schon innerhalb unseres für uns wesentlich existentiellen In-der-Welt-seins.¹² – Ein (hier naheliegendes) idealistisches Missverständnis sei im Vorübergehen kurz angesprochen. Wir setzen uns nicht als unbedingte, transzendente, weltentbundene Subjekte, als reine Vernunft. Sondern unsere uns (repressiv) bedingende, so und so fordernde Lebenswelt, gehört uns als *existentielles Korrelat* notwendig zu.

5. Das wirkliche Wesen der Lebenswelt Großstadt

Wir sind also da in und mit unserer Lebenswelt. Unserer Lebenswelt Großstadt. So und nicht anders! Unsere existentielle Gestalt und Gestaltung, die uns in allen Lagen reflektiert. Diese Reflexionen, die wirkliches In-der-Welt-sein zeigen, sind phänomenologisch zu reflektieren. – Wir merken also phänomenologisch auf die von *uns selbst* erbrachten Leistungen. Das sind, erinnern wir uns, in keinem Falle bloße erkenntnis- und geltungstheoretische Vorstellungen. Wir reflektieren uns selbst; reflektieren phänomenologisch entlang unserer intentionalen Bezüge. Und sehen uns nun *in* und *mit* dieser wirklichen Welt-habe selbst als wesentlich.

Sehen wir an einer Stelle noch etwas genauer hin. Wir sprechen von ‚Großstadt‘; von ‚Leben in der Großstadt‘; ‚großstädtischem Flair‘; oder, von unserem (dieses oder jenes) ‚so wahrnehmen‘, ‚begreifen‘, usw. Sprechen davon als ganz selbstverständlich. Man könne eben davon ausgehen, dass jedermann wisse: *was* eine Großstadt, *was* großstädtisches Leben, *was*, in diesem Zusammenhang, Wahrnehmen, *was* Reflexion sei. Wie das? *Was* sprechen wir eigentlich als Großstadt an? *Was* als Lebenswelt Großstadt? *Was* verbindet London mit Berlin; Tokio mit Wien; Paris mit München? Man wird möglicherweise auf Merkmale wie: Einwohnerzahl, Größe, Ausdehnung, die Funktionen, u.ä. verweisen; oder, ganz vage: eben das Großstädtische im Kopf haben (‚Du weißt schon was ich meine‘).

Ist das Großstädtische mehr als eine nur literarische kunstvolle Verdichtung, eine Umschreibung von etwas mehr oder weniger willkürlich Gesetztem, in der Wirklichkeit aber nur schwer eindeutig fassbaren.¹³ Sei es wie es wolle: es scheint zumindest

12 Schon der vieldiskutierte ‚radikale‘, oder auch nur ein „methodisch“ gesetzter Zweifel (Descartes) an der Wirklichkeit der Welt, hat unser So-in-der-Welt-sein (einschließlich Geschichte, Kunst, Philosophie) als Voraussetzung.

13 Mit Blick auf Robert Musil. Auf den Namen der Stadt lege er keinen besonderen Wert. „Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeiten, Wechsel, Vorgleiten, Nichtschrittthalten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen, aus Bahnen und Ungebahntem, aus einem großen rhythmischen Schlag und der ewigen Verstimmung und Verschiebung aller Rhythmen gegeneinander, und glich im ganzen einer kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das

etwas zu sein, das wir tatsächlich zu wissen glauben, es einsehen; es kennen; begreifen; es bezeichnen und kommunizieren und uns zutrauen, zumindest in der Regel, es einer Ortschaft zu- oder absprechen zu können.¹⁴ Kurz: *etwas*, das, wie auch immer, mit-da-zu-sein-scheint. Nennen wir dasjenige, das wir bei unserem so Reden über die Großstädte voraussetzen, das wir Ortschaften zu- oder absprechen, *das Wesen der Großstadt*. Das Wesen als das, was unserem Begreifen zugrunde liegt; was der Phänomenologie nun zu *schauen* beansprucht.

,*Wesen*‘ und ,*Wesensschau*‘! Keiner der Begriffe der Phänomenologie wird heftiger in Frage gestellt.¹⁵ Zugegeben, weder dieses Schauen noch diese geschauten Grundlagen wirklicher Wirklichkeit sind einfach zu fassen. Husserl selbst hat ein Leben lang gerungen, diese Gestalt, Form, Idee (Wesen) und den Vollzug (Wesensschau) verständlich nachvollziehbar vorzuführen. Wir brauchen, um diese phänomenologische Vorstellung nicht aufgeben zu müssen, einen, von Husserl und seinem Idealismus unabhängigen, existentiellen, also wirklichen Zugang. Umlaufende Mystifizierungen und Trivialisierungen sind durchzustreichen. Wir können es tatsächlich mit dem in der klassischen Phänomenologie gesetztem Wesen nicht genug sein lassen. Es braucht vor allem eine Anleitung zum Schauen des Schauens des Wesens! Der Anfang bleibt unsere existentielle reflexive Reflexion. Sie führt uns selbst als wirkliches So-in-der-Welt-sein vor. Eines drängt sich, gleich wie wir zu dieser Frage stehen, als offensichtlich auf. Dafür braucht es keine intellektuellen Verrenkungen. Wir bewegen uns immer schon in einem „Horizont typischer Vertrautheit und Bekanntheit“, in dem uns, ganz selbstverständlich Seiendes als *wesensmäßig Seiendes*, als dieses oder jenes so-da-für-uns begegnet.¹⁶ Wir lesen das als verwirklichte Muster einer stillschweigend umfassender gedachten Wirklichkeit. Das so jetzt und hier Wahrgenommene als (bloße) Variation, als Möglichkeit einer schon begriffenen Vorlage.

Wir sprechen keineswegs von geheimnisvollen Substanzen; von metaphysischen Invarianten, von einer idealistisch gedachten Hinter-Welt an und für sich, von einem Ideenreich. Sondern von etwas, das Husserl (zu Recht) als phänomenologisch wirk-

aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht.“; vgl. R. Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek bei Hamburg 1978, S 10.

14 Wenn wir etwa sagen: dieser oder jener Ort hat, trotz seiner hohen Einwohnerzahl „nun gar nichts von einer Großstadt“!

15 Wolfgang Stegmüller schreibt: Der Methode ‚Wesensschau‘ fehle gerade dasjenige, „was sie erst zu einer wissenschaftlichen machen würde: die intersubjektive Nachprüfbarkeit, die einwandfreie Kontrollierbarkeit dessen, was unter Berufung auf diese Methode behauptet wird. Bis heute sind uns [...] die Phänomenologen den Nachweis schuldig geblieben, dass ihre Methode diese oberste und unumgänglich Forderung der Wissenschaftlichkeit erfüllt.“; vgl. W. Stegmüller, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie*, Bd. I, Stuttgart 1978, S 89 f.

16 E. Husserl (s. A 9), S. 382.

lich er-sichtlich behauptet. Schauen wir hin auf dieses, im Übrigen auch für die Wissenschaften notwendige, so selbstverständlich geltende, immer schon vorausgesetzte Hin-sehen, Wahrnehmen, Begreifen (können). Das sind, was immer wir dem sonst noch unterlegen, von dem so Hinsehendem, Wahrnehmendem, Begreifendem geleistete Akte. – In unserem Blick dieses zuerst und zumeist so selbstverständliche Leisten. (Unser phänomenologisches Leisten dabei eingeschlossen). Von uns geschaut als ein Leisten, das uns mit dem Geschautem nun selbst existentiell reflektiert.

Das *verwirklicht* Husserls Vorstellung von den phänomenologisch geschauten neuartigen Gegenständen.¹⁷ Dieses selbst Selbst-Schauen als das uns (im Grunde) reflektierende Wesen ist kein geheimnisvoller Akt; kein metaphysischer oder gar mystischer Überstieg in einen (platonischen) Ideen-Himmel. *Sondern das schlichte Wahrnehmen des so alltäglichen Wesentlichen ist wortwörtlich eine lebensweltliche Reflexion.* Wir sind immer da in einem Wesensraum, in unserer Lebenswelt. Ausschließlich (bloß so oder so gefasste) Faktizität kann es eigentlich nicht geben!

6. Radikal existentielle reflektierende Phänomenologie

Alle theoretischen, wissenschaftlichen, auch philosophischen, Vorannahmen was Großstadt sei, wie sich Großstadt zeige, oder zu sein habe, was als großstädtisch gelte, bleiben hier eingeklammert. Das ist Voraussetzung für eine rücksichtslos systematische Reflexion der Lebenswelt Großstadt. Ein herausfordernder Schritt. Abgelesen wird diese phänomenologische Reflexion der Reflexionen also bei uns selbst. Bei uns selbst, die (als Reflexion der Lebenswelt Großstadt) als irritiertes und perturbiertes In-der-Welt-sein für sich selbst nun beunruhigend auffällig werden. Wir werden gerade wenn wir die phänomenologische Forderung: *zu den Sachen selbst*, ernst nehmen, radikal auf uns selbst verwiesen. Wie immer wir uns drehen und wenden: Die wesentliche Sache der existentiellen Phänomenologie ist und bleibt ‚der Mensch‘. Ausdrücklich der wesentlich wirkliche Mensch, der den Reflexionen seines In-der-Welt-seins nicht mehr ausweichen kann. Das sind reflexive Reflexionen, die seinem zuerst und zumeist selbstvergessenen In-der-Welt-sein in die Quere kommen.

Wir fordern uns selbst heraus. Unwillkürlich praktisch, und schon mit unserer gelebten Alltäglichkeit. Denken wir beispielsweise an diese untergründigen, existentiell tangierenden Ungewissheiten, die uns, wir mögen wollen oder nicht, bewegen. Wir sehen uns Tag für Tag gezwungen, miteinander; gegeneinander; jeder für

17 Der Blickstrahl des Aufmerkens müsse „durch die schon konstituierten individuellen Gegenständlichkeiten hindurchgehen, und indem er am Bande der Gleichheit fortläuft und die Deckung vollzieht, wird das Eine, das sich konstituiert, thematisch als etwas an den individuellen Gegenständen, und doch nicht als ihr Teil.“; vgl. ebda., S. 392.

sich, in unserer Welt selbst um Grund, Sinn und Geltung, Sorge zu tragen. Uns, diesseits jeder akademischen Philosophie, mit unserem So-in-der-Welt-sein zu verantworten. – Gerade das rechtfertigt unser, manchem so abstrakt scheinendes, phänomenologisches Philosophieren, diese existentielle Reflexion der Reflexionen. Ja formt es sogar zu einer lebensweltlich notwendigen Institution. Phänomenologische Reflexion der lebensweltlichen Reflexionen dabei angelegt als endloser Prozess! – Das kann gar nicht anders sein. Nicht irgendeine unbedingte, absolute Vernunft, sondern wir selbst, wirklich Du und Ich, sind wesentlich auf uns selbst als lebensweltlich geordnetes, intentional bezogenes Da-und-So-in-der-Welt-sein verwiesen. Unser Da-sein reflektiert sich wirklich als In-der-Welt-sein; reflektiert sich, als nicht mehr weiter sinnvoll hinter-denkbare Wirklichkeit. Phänomenologische Reflexionen bewegen sich also nicht in einem transzendental invariantem Außerhalb unserer Lebenswelt Großstadt. Selbst noch unsere phänomenologische reflexive Reflexion (vermeintlich dissoziiert) bleibt Gestalt und Gestaltung dieses für uns wesentlich wirklichen Horizonts. Wir selbst sind es doch, auch in diesem Fall, die als Da-in-der-Welt-sein lebensweltlich (größtstädtisch) wirklich reflektieren. Wir werden für uns selbst, phänomenologisch reflektiert, als So-in-der-Welt-sein, eine für uns *wesentliche* Wirklichkeit! – Wir mögen also denken was immer wir wollen, wir sind wirklich so-da *in* und *mit* unserer Lebenswelt.

7. Existentielle Anthropologie

Unser systematisch-phänomenologisch, existentiell angelegtes Reflektieren, verweist uns von Anfang an auf uns selbst. Wir sind, was immer wir uns selbst noch zu- oder vorordnen, nie und nimmer ein ideales Subjekt.¹⁸ Wir setzen uns als wesentliche Wirklichkeit; als ein sich *ausschließlich lebensweltlich* erfahrendes Da-und-So-in-der-Welt-sein. Unsere so gefasste phänomenologische Reflexion, eine *reflexive Reflexion*, eröffnet nun kein phänomenologisch abgelegenes Sonderthema. Es sind Reflexionen innerhalb eines von Husserl (mit seiner sogenannten Spätphilosophie) selbst eröffneten Raums.¹⁹ Wir bewegen uns existentiell eingeführt und gesetzt, im Horizont lebensweltlicher Wirklichkeit, unserer Lebenswelt Großstadt.

Diese Reflexion lebensweltlichen Reflektierens verändert den Blick auf Welt- und Selbsthabe. Die Lebenswelt Großstadt ist uns existentiell zugehörig; d. h. uns *intention-*

18 Vgl. Gregory Bateson: „Ziehen wir innerhalb eines größeren Systems eine Grenzlinie um einen kleineren Teil, der überwiegend für dessen Steuerung und Berechnung (Computation) verantwortlich ist, dann schaffen wir ein mythisches Wesen. Dieses Wesen nennen wir gewöhnlich ein ‚Selbst‘“; zit. n. H. Stierlin, *Ich und die anderen. Psychotherapie in einer sich wandelnden Gesellschaft*, Stuttgart 1994, S. 79.

19 Dazu z. B. A. Schütz/Th. Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz 2003.

nal als wesentlich wirklich zugeordnet. Das wahrzunehmen braucht es keine Spekulationen. Wir erfahren es selbst Tag für Tag! Die Lebenswelt Großstadt stellt den Horizont für unsere als zuerst und zumeist selbstverständlich hingenommenen Alltätigkeiten. Eine Selbstverständlichkeit, die wir so Reflektierenden in keinem Fall (auch nicht durch vermeintliche Metaperspektiven wie: Religion; Kunst, Philosophie) zurücklassen, wirklich transzendieren können. Die Lebenswelt Großstadt formt sich so eingeführt als eine *existentielle Institution*. Eine Institution, die nicht nur entlastet und stabilisiert (Gehlen; Schelsky), sondern unser Da-in-der-Welt-sein existentiell irritiert und perturbiert, herausfordert und entfaltet. Uns damit in eine dauerhafte untergründige Spannung versetzt. Die Lebenswelt Großstadt setzt sich als existentielle Reflexion als wesentliche Institution, der hier und jetzt überhaupt möglichen Institutionen. Wir selbst sind also nie anders Da in und mit dieser für uns wesentlich wirklichen Lebenswelt. Das zu Grunde gelegt, fundiert sich die phänomenologische Frage nach Sinn und Bedeutung der Großstadt letztendlich zu einem Entwurf existentieller Anthropologie. –

Diese existentiell phänomenologische Reflexion ist auch für das Philosophieren selbst alles andere als harmlos. Sie setzt sich als Aufforderung zu radikalem Perspektivwechsel. Eine anthropologisch existentielle Neuordnung für das, auch in der Phänomenologie selbst noch umlaufende, im Grunde neuzeitlich transzendente Philosophieverständnis. Einem Philosophieren, das, es mag sich nennen wie es möchte, immer noch um die Fundierung einer abstrakten Vernunft, einer unwirklichen unbedingten Geltung ringt. Der Phänomenologe aber hat, gleich was er im Einzelnen zu fassen beansprucht, sich selbst, als Vorstellung, als Akt, als existentielle Reflexion, als In-der-Welt-sein, mit zu reflektieren. Der Anspruch der Phänomenologie letztmögliche (nicht letztgültige) Grundlagenforschung vorzustellen, fordert diese, eigenartig skrupulöse Forschungshaltung. Zumindest ist es ein vorsichtiges Philosophieren, das sich selbst nie, als von einem wirklichen Da-in-der-Welt-sein Geleistetem, aus den Augen verliert. Immer bereit, und auch das gehört hierher, sich zurückzunehmen. Die phänomenologische Reflexion als existentielles Leisten, das buchstäblich nicht über den Anfang, unserem Da-und-So-in-der-Welt-sein, hinauszureichen versucht.

So eingestellt schauen wir weiter hin, auf dieses Hinschauen auf unsere Lebenswelt Großstadt. Dieser Vollzug radikaler Reflexion setzt uns selbst, als diejenigen, die wortwörtlich wirklich so *reflektieren*, in unseren Blick als lebensweltliches So-sein. Wie von selbst gestaltet und fundiert sich unser Philosophieren, radikal gesetzt als existentielle Anthropologie. Das ist eine Anthropologie, die sich weder idealistisch verdünnt noch naturalistisch (psychologistisch, biologistisch) verkürzt. Sondern, eine phänomenologisch gerichtete Anthropologie, die uns selbst als wesentlich-wirkliches (leibhaftes) Dasein vorstellt. Unsere phänomenologische Anthropologie reflektiert



Abb. 2: Frankfurt am Main, 2012: Blick vom Domturm auf die Altstadt mit der Skyline im Hintergrund; Foto: *Th. Wolf*; www.sehenswertes-frankfurt.de

das wirkliche Mensch-sein als wesentliches In-der-Welt-sein. In unserem Blick also in keinem Fall ein abstraktes In-der-Welt-sein, oder die Welt-an-und-für-sich (als bloß formale transzendente Möglichkeit). Oder wir selbst als Subjekte, den, mehr oder weniger zufällige diese oder jene Objekte gegenüberstünden.

8. Da-und-So-in-der-Welt-sein existentiell reflektieren

Der Kreis schließt sich! Schauen wir abschließend noch einmal hin auf unser phänomenologisches Hinschauen als Bedingung für die Möglichkeit einer Phänomenologie der Großstadt! Das phänomenologische Philosophieren fundiert sich letztendlich als existentielle Anthropologie. Gerade weil es das phänomenologische Forschungsprinzip: zu den Sachen selbst, ernst nimmt. Das ist keine mutwillige Sezession. Sondern eine folgerichtige existentielle Wende! Scheinbar nur ein kleiner Schritt. Und trotzdem führt er weg von jedem traditionellen, idealistisch phänomenologischen, auf Unbedingtheit gerichteten Philosophieren.

Wir schauen *selbst* hin auf unser wesentlich wirkliches In-der-Welt-sein. Mögen die literarischen, ästhetischen, wissenschaftlichen und philosophischen Vorgaben



Abb. 3: The City of London, 2013; Foto: <https://de.wikipedia.org/wiki/London>;
Author: *kloniwotski*.

sein, wie sie wollen! Wir halten sie eingeklammert! Wir erfinden nichts! Wir sehen es selbst! Nichts von dem was wir uns so vor Augen geführt haben, ist spekulative Konstruktion. Phänomenologisch gestaltet sich unser Da-und-So-sein als eine unaufheb-
bare Korrelation, als ein In-der-Welt-sein. Nicht einmal theoretisch sind wir als reines ego ohne Welt als Lebenswelt denkbar. Für unsere wirkliche Wirklichkeit gilt: nur der Tod kann uns trennen! Auf den ersten Blick zeigte sich diese Korrelation als dichte, schon mit unserer alltäglichen Wirklichkeit eng verwoben. Wir selbst sind, als die sich so Interessierenden, so Fragenden, Handelnden, Sorgenden, Philosophie-
renden, gleich welches Thema uns umtreibt, immer als So-da mitgesetzt und mitge-
meint. Verdeckt oder ausdrücklich! Wir mögen eigens darauf hinweisen oder nicht! Lassen wir uns darauf ein, so finden wir uns von Anfang an, als Reflexion der Lebens-
welt Großstadt herausgefordert. Wir reflektieren phänomenologisch also wirkliche Reflexionen. Unsere Lebenswelt also gesetzt als die für uns notwendige (wesentliche) Wirklichkeit.

Es verwundert, dass es philosophisch (um von den Wissenschaften ganz zu schweigen) immer wieder gelingt, diesen anthropologischen Reflexionen auszuwei-
chen. (Die Künste ausdrücklich ausgenommen). Es wäre eine eigene, möglicherweise

psychoanalytische Frage, wieviel Aufwand und Energie es braucht, und welches die verdeckten Gründe sind, um sich philosophisch fortgesetzt selbst-vergessen idealistisch zu positionieren; und sich nicht wirklich als lebensweltliches Da-in-der-Welt-sein in den Blick nehmen zu müssen. Dieses Hinschauen auf sich selbst ist gestaltet als reflexive Reflexion. Eine Reflexion, die sich entschieden genug gesetzt existentiell radikalisiert; und dabei als philosophische Möglichkeit in der (historischen, biographischen) Wirklichkeit unseres Arbeitens nicht mehr zur Ruhe kommen kann. Philosophieren ist also auch praktisch ein endloses Geschäft!

Von welcher Perspektive auch immer es bleiben ausdrücklich unsere so und so geleisteten Fassungen existentieller Reflexion, aktive und passive Vollzüge einer Lebenswelt Großstadt als So-in-der-Welt-seins. Schon unser alltägliches Wahrnehmen gestaltet sich als ein sich-bewegen in einem uns vertrauten Horizont. Es reflektiert sich uns phänomenologisch (mag es sich auch noch so schlicht vorstellen) als komplexe existentielle Leistung. Es sind Welt- und Selbst-herstellende Akte. Ein dichtes Gewebe, das Möglichkeiten (Da-und-So-zu-sein) als diese oder jene Wirklichkeit für uns theoretisch und praktisch her(aus)stellt. Konstitutive Potenzen unseres In-der-Welt-seins.

Denken wir beispielsweise an unser Wahrnehmen als hinsehen oder abblenden; vereinfachen; in einem Zusammenhang stellen; übersehen; im Hintergrund belassen; vergleichen; an etwas erinnert werden; übereinander schieben; usw. So selbstverständliche, geradezu trivial scheinende Leistungen, ohne die ein sich bewegen, sich (ein)ordnen können im Horizont einer komplexen Lebens-Welt (Großstadt) überhaupt nicht möglich wäre. – Oder denken wir, in einem abschließenden Satz, daran, dass wir die Welt als unsere Lebenswelt unwillkürlich mit diesen oder jenen Bildern, mit Sinn und Bedeutung aufladen. Eine Weltgestalt (beispielsweise) verschließt sich; droht; ängstigt; finstert vor sich her.²⁰ Usw., usw.

Kurz: Wo immer wir ansetzen, was immer uns beschäftigt, umtreibt, an keiner Stelle können wir uns selbst als wirklich großstädtisch reflektierendes Da-und-So-in-der-Welt-sein ausweichen.

20 Besonders eindringlich, die Großstadtbilder der Expressionisten; oder Robert Musil; auch Raymond Chandler; u. ä.; vgl. Ulf Jonak: „Das Abspulen der Fäden, das rastlose Knüpfen der Maschen erzeugt den Eindruck zuckenden Lebens. Die Stadt erscheint als atmender, fieberhaft geschwätziger, tentakelhaft fingernder Koloss, als Manifestation eines labyrinthhaft verwickelten Gedankengebäudes.“; vgl. U. Jonak, Die Frankfurter Skyline. Eine Stadt gerät aus den Fugen und gewinnt Gestalt, Frankfurt a.M. 1991, S. 5.

De caelo urbis

Zur Bedeutung von Klima und Wetter für das Stadtleben

Was macht eine Stadt aus? Ist es die Größe der verbauten Fläche, die Einwohnerzahl oder die Bevölkerungsdichte? Die Stadt ist jedoch keine bloße Agglomeration, sondern eine Lebensform, die sich durch starke Kontraste, eine kontrapunktische Ordnung und ein eigenes Ethos – Urbanität genannt – auszeichnet. Die topographische Kontiguität ist in Ballungsräumen mit einer topologischen Ordnung verzahnt, das überdurchschnittlich dichte Nebeneinander von Menschen geht einher mit ihrer Interessensverbundenheit und Interaktion. Vor allem scheint die Stadt ein Ort zu sein, wo die Menschen zumeist die Natur vergessen. Daraus ergibt sich das vordringliche Interesse der Stadtforschung an ökonomischen, demographischen, administrativ-politischen und stadtplanerischen Aspekten, die die Lebensqualität und das „Wohlfühlklima“ einer Stadt beeinflussen.

Das Stadtklima selbst aber wird den Klimatologen überlassen, die diesen Begriff in messbare Werte übersetzen. Das Klima bildet im Grunde genommen eine doppelte Abstraktion, die sich aus der Beobachtung der Wettergeschehnisse an einem bestimmten Ort über einen längeren Zeitraum von ca. dreißig Jahren ergibt und die Durchschnittswerte der meteorologischen Dimensionen – Sonnenstrahlung, Temperatur, Bewölkung, Luftfeuchtigkeit, Niederschläge oder Wind – nochmals zu einem Gesamtbild zusammenfügt.¹ Unmittelbar erfahren werden im Alltag eigentlich nur einzelne Wetterereignisse und -situationen, d.h. Momentzustände und kurzfristige Änderungen im unteren Bereich der Atmosphäre. Diese können wiederum das Wohlbefinden, das Verhalten und die Leistung der Individuen in unterschiedlichem Ausmaße beeinflussen. Die Bioklimatologie und Medizinmeteorologie sammeln empirische Daten und führen Experimente unter simulierten Klimabedingungen durch, um Korrelationen zwischen atmosphärischen und psychophysiologischen Zuständen festzustellen.² Doch auch diese Wetterfähigkeit und ihre potenzierte Form der

1 A. Keul, Wetter, Klima, Klimatisierung, in: A. Keul (Hrsg.), Wohlbefinden in der Stadt, Weinheim 1995, S. 157.

2 Diese Korrelationen beziehen sich auf den thermischen Wirkungskomplex (Temperatur, Wind, Feuchte), den aktinischen (Licht und Strahlung), chemischen (Luftqualität), neurotrophen (Wetteränderungen) und den luftelektischen oder elektromagnetischen Wirkungskomplex.

Wetterempfindlichkeit stehen nicht im Mittelpunkt der folgenden Betrachtungen; der Akzent liegt im Weiteren vielmehr auf den Praktiken der leiblichen *Sozialakteure*.

Außerhalb der Klimatologie und Biometeorologie gelten Klima und Wetter meistens nur als belangloser Kontext für den Text des Stadtlebens oder als Parergon zum *eigentlichen* urbanen Geschehen. Der klimatische Determinismus – als einflussreichste Variante des geographischen Determinismus –, der seit Hippokrates Geschichte gemacht hat, überzeugt trotz isolierter Ausklänge bis ins 20. Jahrhundert nicht mehr, und die moderne Auseinandersetzung zwischen den Anfechtern und den Verfechtern der Klimaherrschaft wurde von gemäßigten und differenzierteren Positionen abgelöst.³ An diese schließt auch der vorliegende Beitrag an: Klima und Wetter können bei historischen Ereignissen mitwirken, aber sie können im Prinzip auch durch politische Maßnahmen abgefedert werden. Auch lässt sich heutzutage nur schwer argumentieren, dass die politische Ordnung und das legislative Regelwerk klimatisch bedingt sei, und überhaupt stellt sich die Frage, inwieweit eine transkulturelle Stadtkultur allmählich frühere kulturspezifische Merkmale ersetzt.⁴ Im Weiteren wird das Verhältnis zwischen Klima und Stadtleben nach drei Dimensionen verfolgt:

1. Klima und Wetter beeinflussen das Stadtleben über die Leiblichkeit des Menschen, durch die der Mensch Teil der Natur ist. Die Atmosphäre bildet den Rahmen für die physische Stadt als wiederum materiellen Träger des urbanen Lebens und verleiht damit der Urbanität eine gewisse kosmische Dimension. Anstelle der Utopien der himmlischen Städte drängt sich die Vorstellung des Himmels *über* und *inmitten* einer Stadt als eines einzigartigen Himmelsausschnittes auf. Die Homologie zwischen Stadt und Himmel wird somit durch eine faktische Korrespondenz ersetzt, deren Hauptmerkmal die DYNAMIK bildet.
2. Die Stadt ist ein komplexes Megaartefakt, das auch atmosphärisch die DIFFERENZ zwischen der Menschenwelt und der Natur zum Ausdruck bringt. So werden bestimmte Mikroorte als klimatische Heterotopien gestaltet, indem ihre künstlich erzeugten Atmosphären vom natürlichen Klima abweichen und somit die Autonomie des Menschen gegenüber der Natur veranschaulichen.
3. Diese Macht droht in ihr Gegenteil umzukehren angesichts der Folgen globaler Verstädterungsprozesse für die Erdatmosphäre. Die ursprünglich mit Städten verbundene Bodenversiegelung, Industrialisierung und Intensivierung des Verkehrs tragen zum Klimawandel bei, was wiederum die Städte mit neuen Anpassungsproblemen konfrontiert. Auf den Punkt gebracht lässt sich die urbane KONZENTRATION als *Brennpunkt* auch im thermischen Sinne übersetzen.

3 Vgl. L. Boia, *The Weather in the Imagination*, London 2005.

4 Solche Fragen beschäftigten bereits H. Lefebvre in: *Dissolving city, planetary metamorphosis*, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 32 (2014), S. 203-205.

1. Der Himmel in der Stadt

Das Klima zählt zu den Faktoren, die einer Stadt *Identität* verleihen. Der Föhn gehört genauso zu Wien, wie der Scirocco zu Venedig, der Regen zu London oder der Schnee zu Moskau. Für andere klimatische Merkmale fehlt uns überhaupt die Sprache, denken wir nur an die unterschiedlichen Lichtverhältnisse je nach Breitengrad. Die Identität einer Stadt machen nicht nur architektonische Wahrzeichen und Gedächtnisorte aus; die Zusammengehörigkeit von Stadt und ihrem Klima bringt subtilere Dimensionen ins Spiel. Die Natur in einer Stadt beginnt nicht erst mit der Vegetation und der Fauna, sondern mit ihrer Luft, die nicht wie eine Glocke *über* der Stadt hängt, sondern *in* der die Stadt selbst atmet. Zwar gilt eine Wetterlage auch für das Umland, doch spielt das Klima im interstädtischen Vergleich eine nicht unbedeutende Rolle und macht die Städte (im Zusammenhang mit ihrer geographischen Lage) unverwechselbar. Schließlich erstreckt sich dieser identitäre Aspekt auch auf die Stadtbewohner; die Römer hatten nicht Unrecht, nach der Herkunft als „sub quo caelo natus est“ zu fragen, unter welchem Himmel und Klima man geboren ist.

1.1 Städtegründung

Der Luftraum einer Stadt ist zwar selbst noch keine Stadt, aber ein Leben ist ohne ihn undenkbar; das Klima bedingt erst, *dass* es überhaupt Städte und Stadtleben gibt. Wir vergessen heutzutage allzu oft, dass nicht alle Klimazonen und -profile bewohnbar sind. Antike und moderne Denker misstrauten klimatischen Exzessen und betrachteten das gemäßigte Klima als am günstigsten für die Kultur und Zivilisation. Wie flach und eurozentrisch diese Betrachtungen auch sein mögen, die Gründung und Entwicklung einer Stadt hängt trotzdem auch vom örtlichen Klimaprofil ab; dort, wo Temperaturextreme herrschen oder die Luft in der Nähe von Mooren gefährliche Keime enthält, entstehen kaum Siedlungen. Bereits Aristoteles wies darauf hin, dass „die gute Lage des Ortes und seine Richtung“ – womit er hauptsächlich die Windexponiertheit meinte – den wichtigsten Faktor für die Gesundheit einer Polis darstellt, gefolgt von ihrer Wasserqualität.⁵ Die zeitgenössische Bioklimatologie bestätigt diese Annahme durch die Taxonomie von Schon-, Reiz- und Belastungsklimata. Jede Stadt hat nicht nur eine orographische, sondern auch eine atmosphärische Grundlage, sie nimmt einen Platz auf dem Globus und unter dem Himmel ein und ihr Ortsklima hat nicht weniger funktionale Relevanz als die Bodenbeschaffenheit und -stabilität für die Sicherheit einer Siedlung.

5 Aristoteles, Politik, 1330b, Hamburg 1981, S. 260.

1.2 *Modi des Stadtlebens*

Klima und Wetter sind Gegebenheiten, auf die Menschen langfristig und als Spezies durch biologische Anpassungen bzw. individuell und gesellschaftlich durch zivilisatorische Gegenmittel reagieren. Das Klima beeinflusst Patterns des Wohnens, des Konsums, der Mobilität und Verlängerungen der Leiblichkeit (Kleidung und Accessoires als zweite Haut) – und damit die Sozialpraktiken der Wohn-, Arbeits-, Ess- und Freizeitkultur. Diese Bedingtheit beginnt bereits beim *Stadtbild*. Dem Betrachter eines fotografisch-filmischen Stadtporträts als gleichsam körperlosem, durch die Stadt herumgeisterndem Auge erschließt sich die Stadt meteorologisch durch Zeichen wie Regenschirme, die gekräuselten Wasserflächen eines Sees, fliegende Plastiksäcke oder die Farbe des Asphalts. Auch Schilder wie „Bei Schneelage wird dieser Weg nicht geräumt“ ermöglichen es, Rückschlüsse auf das Ortsklima zu ziehen.

Eine besondere Bedeutung für die klimatische Lektüre einer Stadt hat die *Architektur* durch die verwendeten Baumaterialien, einzelne Bauelemente (z.B. Dachneigung) und vor allem durch Zwischenräume, die den Übergang von Innen nach Außen schaffen, wie Arkaden, (überdachte) Terrassen oder offene bzw. geschlossene Veranden und Balkone. Diese ermöglichen wiederum bestimmte Formen von Sozialinteraktionen wie im Kleinhandel oder in der Gastronomie. Klassisch geworden ist die Analyse Benjamins, wie die überdachten Passagen in Paris um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden sind, um Kauflustige vor Regen zu schützen, was dem Schaufensterbummel und dem Flanieren neuen Aufschwung verlieh. Diese Passagen sind „bei plötzlichen Regengüssen der Zufluchtsort aller Überraschten, denen sie eine gesicherte, wenn auch beengte Promenade gewähren, bei der die Verkäufer auch ihren Vorteil finden“, zitiert Benjamin einen alten Pariser Reiseführer.⁶ In der Verlängerung der Architektur weisen auf atmosphärische Bedingungen auch spezifische Artefakte hin wie Außenjalousien oder an Fassaden montierte Klimageräte.

Auch entschlüsselt das Auge das Stadtwetter anhand der *Bekleidung* von Passanten, dem Schuhwerk und der Kopfbedeckung, dem Ausmaß an entblößter Haut (von kulturellen Faktoren einmal abgesehen), einschließlich Prothesen wie Smogmasken oder Sonnenbrillen. Das Stadtklima ist des Weiteren verantwortlich dafür, ob die bevorzugten *Fahrzeuge* offen oder geschlossen sind und wieviel Monate im Jahr Fahrräder, Cabrios, Vespas und Fahrradrikschas unterwegs sein können. Mit der Klimatisierung von Fahrzeugen und dem Schaffen wohltemperierter Räume gerät allerdings die Korrespondenz zwischen dem warmen Wetter und offenen Verkehrsmitteln ins Wanken. Unberührt davon aber bleibt die Korrelation zwischen Wetterexponiertheit und sozialer Hierarchie: Auf dem Schachbrett des Stadtverkehrs gleichen die Fußgänger

6 W. Benjamin, Das Passagen-Werk. Erster Band, Frankfurt a.M. 2000, S. 83.

den Bauern, die im Kampf gegen die Elemente am wenigsten Spielraum haben. Diese natürliche Ungleichheit wird gezielt durch Verkehrsregeln unterlaufen, die den Passanten einen Vorzug gewähren. Schließlich lässt sich die Jahreszeit am Straßenbild durch den saisonalen Konsum von kühlenden oder wärmenden *Lebensmitteln* erschließen. Auch wenn der Konsum in den Metropolen längst nicht mehr von den Landwirtschaftszyklen des Umlandes abhängt, ist der Straßenverkauf von Eis oder Glühwein immer noch von der Jahreszeit abhängig.

Vor allem Grünräumen ist eine Sonderstellung beim Sichtbarmachen der natürlichen Rhythmen und der Wetterereignisse in der Stadt zu gewähren, etwa durch die variierende Chromatik der Vegetation in unseren Breitengraden. Gärten und Parks gelten zwar zumeist nicht als spezifische Stätten der Urbanität wie etwa Straßen, Cafés, Theater und Kinos, Nachbarschaften (in Wien: Grätzl) oder ein Campus. Eine klimatische, *multisensorische* Stadterkundung rückt aber andere Orte in den

Vordergrund, wie gerade die Grünflächen, sowie auch am Wasser gelegene Stadtteile (Waterfront), Freibäder, Korridore zwischen Hochhäusern, die als Frischluftschneisen wirken, Brücken und Ausgänge von U-Bahn-Schächten mit einer starken Luftzirkulation, Gastgärten und Straßencafés, Palmenhäuser und Eishallen etc. Jeder Flaneur könnte seinen eigenen Stadtklimaatlas nach Kriterien wie durchschnittlicher Lufttemperatur, -zirkulation und -feuchtigkeit an verschiedenen Orten erstellen und die kartographische Erfassung durch qualitative Beschreibungen ergänzen. Diese Karte kann auch Innenräume miteinbeziehen, denken wir nur an Restaurantküchen und Putzereien, wo das ganze Jahr hindurch Hitze herrscht. Abgesehen von solchen Konstanten ändern sich mit der Wetterlage auch andere *Sinneslandschaften*, wie wenn etwa der Klang des Regens die Geräuschkulisse der Straße überdeckt oder wenn eine Geruchslandschaft von der Windrichtung, von der Temperatur und vom Regen beeinflusst wird. Die gesellschaftliche Relevanz solcher Studien zeigt die Berücksichtigung der vorherrschenden Windrichtungen bei Standortentscheidungen für Industrieanlagen und Flughäfen.



Abb. 1: County Arcades in Leeds, GB (erbaut um 1900); Foto: J. Hasse.

Auch das Verhältnis zwischen der *Ansiedlung von Öffentlichkeit* in Innen- und Außenräumen ist größtenteils eine Klimafolge. Meteorologen weisen Bauauftraggeber und Stadtplaner darauf hin, dass „angenehme klimatische Bedingungen [...] die Voraussetzung für soziale Interaktion auf den Freiflächen einer Stadt und damit für gelungene Stadtplanung“⁷ sind. Freiluft- und Freizeittätigkeiten – das Promenieren mit Sonnenschirmen im 19. Jahrhundert, Picknicken, Baden, Sitzen in Gastgärten und Open-Air-Veranstaltungen – prägen die Kommunikation nicht nur in den Städten. Am stärksten fällt hier der Unterschied zwischen nördlichen und südlichen Stadtkulturen auf. Auf der Reise durch Norwegen merkt Benjamin an, dass zwar die Landschaft um Bergen an das Umland von Rom erinnern könnte, die Stadt selbst „unzweifelhaft nördlich“ ist, unter anderem durch die Verunmöglichung jeglichen Blicks auf den Himmel infolge eines dichten Netzes von Stiegen und Dächern: „Muße im Freien ist nirgendwo vorgesehen.“⁸ Die Lebhaftigkeit des Bürgersteigs und sein „tägliches Ballett“⁹ werden in einer Stadt mit funktionierenden öffentlichen Plätzen durch das Klimaprofil und die Wetterlage bedingt. Dabei dürfen Streunerkatzen und Straßenhunde nicht vergessen werden, vor allem aber auch nicht Obdachlose, die unmittelbar dem Wetter und der Witterung ausgesetzt sind – denn auch sie gehören zum Stadtleben.

1.3 Rhythmen

Das Wetter steht häufig für die Unbeständigkeit des Lebens: „Das Wetter selbst ist ein Index vom Zustande dieser Welt. Seligkeit ist wolkenlos, kennt kein Wetter“, schrieb Benjamin.¹⁰ Die DYNAMIK des Wetters kann daher auch das Drama des Stadtlebens symbolisieren. Andria, eine der „unsichtbaren Städte“ Italo Calvinos, wurde als Abbild der Konstellationen und Planetenbahnen erbaut und ihr Kalender entspricht den Bewegungen der Himmelskörper. Dort ist alles peinlich genau reglementiert und das Leben verläuft so ruhig, als ob die Zeit zum Stillstand gekommen wäre. Ein solcher Eindruck wird jedoch von den Stadtbewohnern selbst korrigiert: „Stadt wie Himmel bleiben nie gleich.“¹¹ Die Korrespondenz zwischen der Stadt und dem Himmel ist dermaßen vollkommen, dass sich auch umgekehrt das Stadtleben auf den Himmel auswirkt, was die Bewohner zu einer umso gewissenhafteren Abwägung der Vorteile und Risiken jeder Stadterneuerung verpflichtet. Diese allseitige Vernetzung und Wechsel-

7 W. Gepp/M. Ratheiser/S. Tschannett, Der Klimawandel in der Stadt aus meteorologischer Sicht, in: *dérive* 48, 2012, S. 7.

8 W. Benjamin, Einbahnstraße. Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 8, Frankfurt a.M. 2009, S. 124.

9 J. Jacobs, Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Basel 2014, S. 46.

10 W. Benjamin (s. A 8), S. 67.

11 I. Calvino, Die unsichtbaren Städte, München 1977, S. 162.

wirkung ihrer Bestandteile verbindet – auch fern jeglicher poetischer Mythen – das Stadtleben mit der Atmosphäre.

Die Unstetigkeit hat zur Kehrseite die Rhythmik. Lefebvres unabgeschlossenes Projekt der Rhythmusanalyse thematisiert Alltagsrhythmen als Differenzen in Wiederholungen.¹² Aus dieser Perspektive stellt sich das Stadtleben als eine „interaction between the repetitive and the rhythmic“ dar, und der Leib gewinnt eine neue Bedeutung als das Zentrum, in dem spezifische biologische, kosmische und soziokulturelle Zeit-Räume und Rhythmen zusammentreffen.¹³ Zu den „physiologischen“ (natürlichen) Rhythmen gehören die Tag-und-Nacht-Folge, die Monate und die Jahreszeiten; diese spielen im Alltag immer noch eine Rolle, auch wenn die moderne soziale Praxis häufig in Konflikt zu ihnen gerät, wie das Nachtleben in der Stadt oder mittägliche Bauarbeiten in starker Sommerhitze zeigen. Im Alltag werden verschiedene Rhythmen von Individuen und Kollektivsubjekten miteinander verzahnt, und diese Poly-Rhythmik kann unterschiedlich moduliert werden, entweder positiv als eine „appropriated time“ (wenn ein Mensch sich verwirklichend in einer Tätigkeit aufgeht)¹⁴ oder negativ durch Stress und psychische Störungen.

Die natürlichen Stadtrhythmen wurden filmisch u.a. von Dziga Vertov in *Der Mann mit der Kamera* (1929) festgehalten, wo das Leben einer Stadt als Kollektivkörper im Laufe eines Tages dargestellt wird. Aber auch das Klima prägt Alltagsrituale, denken wir nur an die südeuropäische Siesta oder an die Sommerfrische außerhalb der Stadt in der heißen Jahreszeit. Jede Saison hat ihre Rituale: Die Ankunft des Frühlings



Abb. 2: Alfred Stieglitz (1864-1946): *Spring Showers – The Street Cleaner*, 1901; ©Philadelphia Museum of Art.

12 H. Lefebvre, *Rhythmanalysis. Space, time and everyday life*, London/New York 2004.

13 H. Lefebvre/C. Régulier, *The Rhythmanalytical Project*, in: *Rethinking Marxism* 11/1 (Spring 1999), S. 7, 11.

14 Ebda., S. 8.

füllt plötzlich die Parks und die Öffnung der Freibäder läutet den Sommerbeginn ein. Der Hit „Summer in the City“ kontrastiert die „hot town“ mit der „cool city“: Untertags wird die Stadt unerträglich („All around, people looking half dead / Walking on the sidewalk, hotter than a match head.“), in der Nacht aber „it’s a different world“, vor allem mit einer Tanzpartnerin zur Seite.

Insbesondere im Grünen entwickelt sich eine deutliche Parallelität zwischen saisonalen Rhythmen und sozialen Praktiken: Derselbe See dient dem Schwimmen im Sommer und dem Schlittschuhlaufen im Winter, derselbe Hügel als Bühne für Open-Air-Festivals in der warmen und dem Rodeln in der kalten Jahreszeit usw. Flüsse spiegeln die Wolkenlandschaft wider und registrieren durch Farbe und Volumen die Niederschläge der letzten Tage; das Wasser führt für die Stadtbewohner ein Tagebuch der Witterung und des Jahreslaufs.

Wetterphänomene können auch die Rhythmen des Alltags durcheinanderbringen und Arrhythmien, ja gelegentlich Synkopen verursachen. Bei Starkregen, Hagel, Schneestürmen oder Glatteis bricht die komplexe und oft unvorhersehbare Ordnung des Himmels in die Stadtordnung ein. Das Unwetter beeinflusst das Treiben auf den Straßen und die Mobilität der Passanten: Der Freiraum verwandelt sich zu einem topologischen Raum, dessen Stellen und Wege nach ihrer Exponiertheit bewertet werden. Menschen entscheiden sich plötzlich für andere Routen, warten an überdachten Stellen, bis der Regen nachlässt, oder durchqueren eiligst den wetterexponierten Freiraum, ohne an Ampeln zu warten. Verschiedene Rhythmen antworten aufeinander: Je stärker es regnet oder schneit, umso schneller wird gegangen und umso langsamer wird gefahren. Glatteis verlangsamt überhaupt jegliche Fortbewegung. Die Unfallhäufigkeit steigt, Verkehrspläne des öffentlichen Transports werden außer Kraft gesetzt, Verspätungen versammeln große Menschengruppen auf Perrons, es wird heftig telefoniert oder die Störung mit Unbekannten kommentiert. Diente das Wetter zuvor nur als Kulisse, so veranlasst es nun spezifische Handlungen.

Ebenso wurden Konzentrationsmangel bei so mancher Wetterlage und Aggressivitätssteigerung bei erhöhten Temperaturen nachgewiesen. So erschießt Camus’ Meursault in und unter der Wirkung der Hitze einen ihn bedrohenden Fremden am Strand von Algier. Später erinnert er sich:

Ich fühlte nur noch die Beckenschläge der Sonne auf meiner Stirn und, undeutlich, das aus dem Messer hervorgeschossene glänzende Schwert, das immer noch vor mir war. Diese glühende Klinge zerfraß meine Wimpern und wühlte in meinen schmerzenden Augen. Und da hat alles gewankt. Das Meer hat einen zähen, glühenden Brodem verbreitet. Es ist mir vorgekommen, als öffnete sich der Himmel in seiner ganzen Weite, um Feuer herabregnen zu lassen.¹⁵

15 A. Camus, Der Fremde, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 86.

Solche absurden Situationen bringen den rationalistischen Urbanismus ins Wanken, denn Klima und Wetter wirken übergreifend: physisch, psychisch und emotional. Und so entstehen *situative Atmosphären* im übertragenen Sinne. Das Wetter draußen prägt die innere Stimmungslandschaft: Die Monotonie des Regens löst Ennui aus und ein lange anhaltender Mangel an natürlichem Licht verursacht Depressionen. Dafür muss der Himmel nicht einmal sichtbar sein: Wetterfähige spüren Luftdruckänderungen sogar in den Klimakapseln der fensterlosen Malls.

1.4 Gemeinschaft und Zwietracht

Als Medium des Lebens stellt das Wetter eine natürliche Ressource dar, die zugleich geteilt wird und umkämpft ist. Das Städtische als Einheit von Differenzen prägt auch das Verhältnis zum Wetter: Luft, Licht und Wasser (die sog. *commons*) verbinden alle Bürger einer Stadt, aber der unterschiedliche Klimakomfort bildet Macht- und ökonomische Verhältnisse ab (bürgerliche Viertel liegen meistens in grünen, kühlen Vorstädten usw.). „Il y a politique de l'espace, parce que l'espace est politique“¹⁶ – das gilt auch für den Luftraum einer Stadt.

Eine elaborierte Form dieser kontrastreichen Einheit bieten Situationen, in denen das Politische in das Meteorologische eingeschrieben wird. Ein historisches Beispiel für die politische Symbolik des Wetters stellen die Feierlichkeiten anlässlich der Fête de la Fédération am 14. Juli 1790 in Paris dar, die unter kalten und stundenlangen Regengüssen und bei starkem Wind stattfinden mussten.¹⁷ Zeitgenössische Journalisten beurteilten dieselbe Wetterlage unterschiedlich: Die Medienorgane der Revolution verschwiegen das Unwetter oder sahen den Sturm als Zeichen einer heilsamen Krise, die die Sonne wieder zurückbringt, die Revolutionsfeinde dagegen jubelten über das ungünstige Wetter als ein Zeichen, dass die Fédération nicht gottgewollt sei. Beide Deutungen aber bewahren die symbolische Einheit zwischen Himmels- und Stadtordnung im Unterschied zu den Berichten über die tatsächlichen Reaktionen der „soldats-citoyens“, die freudig getanzt haben „malgré l'importunité de la saison“.¹⁸ Auch betonten manche Berichterstatter, dass das Wetter alle Teilnehmer am Fest in einer „communauté de sentiments“ einigte,¹⁹ während andere beschrieben, wie der Regen die Feier zerstörte und sogar Tumulte auslöste, als die Masse die überdachten Tribünen stürmte und viele der Privilegierten die Flucht ergreifen mussten – das Unwetter sprengt hier die Gemeinschaft der Feiernden.

16 H. Lefebvre, *Le droit à la ville. Espace et politique*, [Paris] 1972, S. 192.

17 O. Ritz, „Un 14 juillet sous la pluie: les intempéries de la Fête de la Fédération dans la littérature révolutionnaire“, in: K. Becker (Ed.), *La pluie et le beau temps dans la littérature française*, Paris 2012, S. 195–212.

18 F. Faulcon, zit. n. O. Ritz (s. A 17), S. 203.

19 Ebda., S. 206.

2. Klimatische Heterotopien

Mit jeder Bekleidung, Behausung und Raumbeheizung wächst die Autonomie des Menschen von der Natur. Am Ende dieser Skala werden Mikroklimata in Innenräumen geschaffen. Dies geschieht manchmal unbeabsichtigt und vielleicht sogar unerwünscht, wie an manchen Arbeitsstätten mit „tropischem“ Klima. Andere deutliche Abweichungen vom Ortsklima werden aber gezielt herbeigeführt; im Anschluss an Foucault und Lefebvre werden sie hier als klimatische Heterotopien bezeichnet, denn sie bilden in der Tat „andere Räume“, die die DIFFERENZ zwischen Stadt und Natur anschaulich machen. Solche Heterotopien sind Bäder und Saunas, Palmenhäuser, Gefrierhallen (früher Eisfabriken), sowie auch alle klimatisierten Räume. Die Raumproduktion nimmt hier die Form eines künstlichen Klimas an, das Jahreszeiten und unkontrollierbare Witterungen aufhebt, um sie mithilfe der Technik durch konstante oder geregelte Klimaparameter zu ersetzen.

So kennt die römische Badekultur unterschiedlich geheizte Räume wie das Frigidarium (Kaltbad), Tepidarium, Caldarium, Sudatorium und Laconicum (Dampfbad). Vor allem stellt eine öffentliche Therme eine spezifisch urbane Institution dar, die nicht nur der Körperpflege dient, sondern auch als Agora fungiert; hier werden Informationen ausgetauscht und Geschäfte abgeschlossen, es wird auf unterhaltsame Art Politik betrieben – und zwischendurch auch entspannt. Das Beheizen und Temperieren der Bäder erfordert einen größeren Aufwand, wofür die Verantwortung einem kundigen Personal obliegt. Den heterotopischen Charakter der Thermen sprach etwa Plutarch an, wenn er die damals modischen heißen Bäder spöttisch mit der Unterwelt verglich.²⁰ Und ein unzufriedener Badegast beklagte sich einst in einem Epigramm über die mangelhafte Heizung und forderte den Badewächter auf, die Aufschrift anzubringen: „Zum Baden im August, denn hier drinnen bläst der Boreas!“²¹ Die Ironie besteht gerade darin, dass das Bad dann nicht mehr einen „anderen Ort“ zur Außenwelt bildet, weil drinnen ein Nordwind bläst, aber wegen dessen Kälte soll das Bad nur in der heißen Jahreszeit aufgesucht werden, womit allerdings erst recht wieder sein heterotopischer Charakter bestätigt wird.

Auch in Orangerien wird eine eigene Atmosphäre geschaffen und streng kontrolliert, im Unterschied jedoch zu anderen klimatischen Heterotopien zeichnet sie ein spezielles Verhältnis zur Natur aus. Nicht nur wird hier die Natur „verstädtert“ und hinter Glas gebracht, sondern es werden auch die natürlichen geographischen Koordinaten des Ortes modifiziert; der Besucher wird beim bloßen Betreten dieser Räume

20 Vgl. S. Busch, *Versus balnearum*. Die antike Dichtung über Bäder und Baden im römischen Reich, Berlin/Boston 1999, S. 448.

21 Anonym, zit. n. ebda., S. 449.

augenblicklich in ein Anderswo versetzt. Die imaginären Reisen in den Gewächshäusern setzen die immer weiter führenden Handelsreisen der Renaissance und Kolonialzeit fort – und wurden erst von diesen ermöglicht. Diese Macht über Raum und Zeit, gepaart mit der technischen Leistung, erklärt auch ihre repräsentative Funktion an den Fürstenhöfen. Ursprünglich spielte außer praktischen Funktionen (etwa der Schutz frostempfindlicher Pflanzen) auch die Symbolik der Orangen im Zusammenhang mit dem mythischen Hesperidengarten eine Rolle;²² nachdem aber die Orangen- zucht aus der Mode gekommen war, wurden die „Pomeranzenhäuser“ im 19. Jahrhundert durch Palmenhäuser ersetzt. Diese betonten ihre naturwissenschaftliche Bedeutung als Pflanzensammlungen und öffneten sich dem Publikum zur Bildung und auch zum Vergnügen. Palmenhäuser oder Tropenhäuser dürfen daher als typisch urbanes und modernes (vielleicht sogar als koloniales) Phänomen gelten, während die Wintergärten die Tradition der privaten Orangerien fortsetzen.

Die Differenz zwischen dem Stadtklima und der Klimaenklave des Palmenhauses zeigt sich in den versetzten Jahreszeiten: Im Palmenhaus von Schönbrunn (Wien) blühen der erste Flieder zur Weihnachtszeit und die ersten Chrysanthemen bereits im Spätsommer. Auch hier wurden unterschiedliche Klimabereiche geschaffen, vom nördlich gelegenen „Kalthaus“ zum mittleren „Palmenhaus“ bis hin zum heißen „Tropenhaus“ im Süden. Ein Palmenhaus ist ein aus der gesamten Welt zusammengetragener Garten; es verwandelt den Städter zu einem Robinson Crusoe, gelandet auf einer Insel, die zu einer Entdeckungsreise einlädt. Der Jagdinstinkt wird geweckt, kleine Affen oder Schmetterlinge werden entdeckt, als Trophäen gelten Schnappschüsse. Beschallungsanlagen mit exotischen Tierstimmen nähren die Illusion, sich in eine andere Welt begeben zu haben, doch „abends werden die Besucher mit Walzerklängen an das Ende der Besuchszeit erinnert“.²³ Das Palmenhaus ist ein Theater mit lebenden Pflanzenkulissen und wie im Theater werden dort Illusionen erzeugt oder vernichtet. Alle Heterotopien haben ein dialektisches Verhältnis zur Stadt, denn sie sind „der andere Ort und der Ort des Anderen, das ausgeschlossen und gleichzeitig einbezogen wird“.²⁴ Die Unmöglichkeit des Palmenhauses, sich als *Heterotopie* vollkommen von der Stadt zu befreien, meldet sich, wenn das Baugerüst einer Renovierung bedarf, das Heizungssystem stottert oder das Palmenhaus *mit* der Stadt zerbombt wird.

Die kulturelle Dimension des Imaginären manifestiert sich auch in klimatischen Belangen. In Dubai etwa nimmt die Heterotopie Gestalt an in Form von Indoor-

22 Vgl. S. Hoiman, Die Natur ins Haus holen. Zur Architektur von Orangerien und Gewächshäusern im 18. und 19. Jahrhundert, in: J. Landwehr (Hrsg.), Natur hinter Glas. Zur Kulturgeschichte von Orangerien und Gewächshäusern, St. Ingbert 2003, S. 49.

23 G. Deimel/K. Vogl, Palast der Blüten. Das Schönbrunner Palmenhaus, Wien 2002, S. 54.

24 H. Lefebvre, Die Revolution der Städte, Hamburg 2014, S. 138.

Snowparks, in denen auf künstlichem Schnee Ski gefahren wird. Und ebendort entsteht derzeit ein noch gigantischeres Projekt, das die ganze Welt auf künstlichen Inseln abbilden soll, darunter auch „The Heart of Europe“ mit Schnee und Regen sogar in den Außenbereichen. „Wann und wie oft der Niederschlag fällt“, überlässt der Immobilienentwickler „den Vorlieben seiner Gäste“: „Je unangenehmer das echte Wetter ist, umso öfter soll die Anlage für Abkühlung sorgen.“²⁵ Auch dieser andere Ort dient der Zuflucht vor einem „unangenehmen“ (in diesem Fall heißen) Wetter. Solche Projekte setzen den klimatischen Voluntarismus des 19. Jahrhunderts fort, als das Vertrauen in den technischen Fortschritt noch keine Schatten kannte.

Thermen, Palmenhäuser und Indoor-Skiparks sind temporäre Aufenthaltsorte – anders die klimatisierten Räume, in denen man arbeitet und schließlich auch lebt. Die Klimaanlage ist eine amerikanische Erfindung aus dem Jahr 1902, die zuerst in New Yorker Kinos und in großen Kaufhäusern eingeführt worden war. In den 1920er Jahren eroberte sie die Produktionsstätten mit empfindlichen Waren, in den 1960ern wurde sie zur Standardausstattung der mittelständischen Wohnhäuser in den amerikanischen Südstaaten und ermöglichte die Entstehung des Sunbelt in einer sumpfigen und schwülen Region,²⁶ um daraufhin Orte einer internationalen Urbanität auf der ganzen Welt zu schaffen. Es wird ihr nachgesagt, die Tropen an die Moderne anschlussfähig gemacht und somit zur Globalisierung beigetragen zu haben. Ein eklatantes Beispiel dafür ist Singapur, dessen rasante Entwicklung undenkbar gewesen wäre ohne Klimatisierung durch Klimaanlage.²⁷ Diese Angleichung der tropischen Länder an das gemäßigte Klima der entwickelten Staaten hat sich als ein erfolgreiches Mittel gegen die Ungleichheit zwischen Norden und Süden herausgestellt.

Die Vorteile der Klimaanlage liegen auf der Hand: Sie ist überall auf der Welt einsetzbar, genauso wie die sog. internationale Architektur, weil sich ihre Atmosphäre im Unterschied zu den zuvor angeführten Heterotopien an einem als universal betrachteten menschlichen Optimum orientiert. „Wohltemperierte“ Räume schaffen klimatische Nicht-Orte, indem sie von der Jahreszeit und Witterung bedingte Variationen nivellieren. Im Grunde genommen entspricht die Uniformität dieser Räume der Uniformität der Statistik; sie nivelliert binnenräumliche klimatische Differenzen ebenso wie Unterschiede zwischen Individuen. Frühere Präferenzen, etwa ein sonniger Platz am Fenster, verlieren ihren Sinn, denn in einem klimatisierten Raum sind Plätze – wie auch Menschen – austauschbar. Und durch die stetige Vermehrung solcher Inseln

25 C. Hecking, Schlechtes Wetter soll Touristen nach Dubai locken, in: Der Spiegel online, 31.01.2014: www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/dubai-investor-schenkt-schnee-und-regen-a-944861.html [24.09.2016]

26 G. Cooper, Air conditioning America. Engineers and the Controlled Environment, 1900-1960, Baltimore 1998.

27 C. George, Singapore, The Air-Conditioned Nation. Essays on the Politics of Comfort and Control, Singapore 2000.



Abb. 3: Cooling Singapore; Photo aus: Zukunftsblog der ETH Zürich; Photo: M. Brülisauer..

entstehen letztendlich klimatisierte Korridore, so dass sich der Mensch fast nahtlos nur noch zwischen klimatisierten Räumen bewegt.

Auch die Urbanität hat darunter zu leiden. Je größer eine Stadt ist, desto mehr sorgt sie für von Stadttheoretikern geforderte freie Spielräume der Kreativität,²⁸ die dann aber in Städten wie Singapur vermisst werden: Cherian Georges Bezeichnung von Singapur als „air-conditioned nation“ hat den kritischen Unterton einer strengen Überwachung – der Natur wie auch der zwangsbeglückten Menschen. Die klimatisierte Stadtkultur wird somit für George zum Sinnbild einer „cosmopolitan, multiethnic city-state managed by a strong technocratic central government, a Switzerland of the East in terms of its clockwork efficiency and ethos of utilitarian achievement through collective discipline“, schrieb ein Rezensent.²⁹ Und das erinnert an Lefebvre, der einmal über ein Schweizer urbanistisches Projekt bemerkte, dass es zwar alle Bedürfnisse berücksichtigte, um die Stadtbewohner glücklich zu machen, doch das Spiel vergessen hat – und damit sein „culturalisme terriblement sérieux“ zu einem reinen Funktionalismus, Strukturalismus, Paternalismus, einer technokratischen Ideologie und einem „certain inquiétant moralisme“ wurde.³⁰

Die Folgen der Klimatisierung für den öffentlichen Raum sind in Kleinstädten bereits dramatisch: Das Flanieren verlagert sich in die klimatisierten Malls, die traditionsreichen Geschäfte im Zentrum sperren zu, die Altstadt wirkt verlassen. Die in Benjamins *Passagenwerk* beschriebene Überdachung von Straßen wird in den Malls auf die Spitze getrieben – und wendet sich gegen die Stadt. (Im Übrigen schließt meine Betonung der synchronen und diachronen klimatischen Diversität einer Stadt

28 M. de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.

29 A. Chun, On the Politics of Culture, or the State of the State in Singapore, in: *The Australian Journal of Anthropology* 20 (2009), S. 371.

30 H. Lefebvre, *Utopie expérimentale: Pour un nouveau urbanisme*, in: *Revue française de sociologie* II (1961), 3, S. 197 f.

an andere Versuche an, das Gehen durch die Stadt wiederzuentdecken.) Aber selbst wenn sich die Urbanität wie eine Schlange häutet und der befürchtete Tod der Altstädte noch kein Ende der Stadt bedeuten muss, ist das Bedürfnis nach Diversität dennoch grundlegend für das Stadtleben, und utilitaristische Überlegungen wie (thermischer) Komfort reichen nicht aus, um jegliche Uniformität zu rechtfertigen.

3. Weltverstädterung und Klimawandel

Derzeit sind weltweit enorme Urbanisierungsprozesse im Gange: Die Städter machten 2009 bereits die Hälfte der Weltbevölkerung aus im Vergleich zu knapp 30 Prozent 1950, und es wird erwartet, dass sich ihr Anteil bis 2050 auf 69 Prozent erhöhen wird.³¹ Städte sind aber nicht nur dem jeweiligen Ortsklima passiv ausgesetzt, sondern entwickeln selbst ein eigenes Klima. Die in den klimatischen Heterotopien punktuell und gezielt erreichten Abweichungen von der Umwelt gelten auf einer höheren Ebene für Stadtteile und ganze Städte. Es ist längst bekannt, dass Städte um ein paar Grad wärmer als ihr Umland sind. Dieser Wärmeinsel-Effekt verstärkt sich mit der Einwohnerzahl und dem Bodenversiegelungsgrad und soll in New York bis zu einer Höhe von 300 m spürbar sein. In der Großstadt tritt Nebel weniger häufig auf, es schneit weniger und die Dauer der Frostperiode sinkt signifikant; allgemein ist die tägliche Temperaturamplitude kleiner als im Umland.³² Vor allem kühlt die Stadt in der Nacht langsamer als die Umgebung ab. Hinzu kommen Veränderungen der Luftqualität durch den Feinstaub, jene „Verbrennungsrückstände verbrannter Leben, die über den Städten eine Kruste bilden“, wie Calvino so treffend formulierte.³³ Nicht zuletzt entstehen urbane Mikroklimata, wie sie in Stadtklimaatlantien (z.B. für Stuttgart) verzeichnet werden; allgemein gilt, dass die Innenstadt aufgrund ihrer Bebauungsdichte wärmer ist als die Vorstädte, vor allem wenn diese einen höheren Anteil an Grünflächen haben.

Im Lichte dieser Daten drängen sich zum Schluss zwei Analogien auf: Die Mikroklimata finden sich in der polyzentrischen Struktur der Städte wieder und der Wärmeinsel-Effekt wiederholt auf physikalischer Ebene die Verdichtung als Grundmerkmal der Stadtform. Bedenkt man die Verdichtung genauer, so konzentriert die Stadt ökonomisches Kapital, Macht und Wissen, „alles, was es auf der Welt, in der Natur, im Kosmos gibt: Früchte des Feldes, Erzeugnisse der Industrie, Werke des Menschen, Objekte und Instrumente, Handlungen und Situationen, Zeichen und Symbole“;

31 Vgl. www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/globalisierung/52705/verstaedterung [7.09.2016].

32 Vgl. W. Kuttler, Stadtklima, in: Klimatologie, Paderborn 2013, S. 211-233.

33 I. Calvino (s. A 11), S. 110 f.

diese KONZENTRATION bezeichnet Lefebvre als „Brennpunkt“.³⁴ Die Metapher lässt sich aber auch ins thermische Register zurückübertragen, denn die Stadt heizt tatsächlich physisch die Umwelt auf. Auch andere Bilder Lefebvres haben ähnliche Konnotationen, etwa wenn er schreibt: „Der Stadtmittelpunkt füllt sich bis zum Sättigungspunkt an; er fault, er explodiert“,³⁵ oder wenn er meint, dass bei der Zentralität der Stadt als Konglomerat physikalische Vorstellungen eines Schwarzen Lochs im Spiel seien. Zwar besteht zwischen der Verstädterung und der fast unendlichen Dichte dieses kosmischen Phänomens bloß eine Analogie, diese reicht jedoch aus, um dem Urbanen eine „kosmische Bedeutung“ zu verleihen, so Lefebvre.³⁶ Die urbane Verstädterung lässt sich nicht rückgängig machen, der springende Punkt und die „Aufgabe der Erkenntnis ist es nun, den Prozeß zu beherrschen. [...] Das Städtische, der Ort des Dramas, kann zum Drama des Städtischen werden“.³⁷

Aus klimatischer Perspektive bedeutet diese Erkenntnis, dass der vor der globalen Urbanisierung vorangetriebene Klimawandel die Stadtplanung mit neuen Problemen konfrontiert, deren Darstellung den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes sprengen würde.³⁸ Die eifrige Suche nach Lösungen für die Folgen des Klimawandels für das Stadtleben bestätigt jedenfalls die Bedeutung klimatischer Faktoren. Wenn das Urbane wesentlich im Schaffen eines Beziehungsgefüges besteht und wenn Stadtplaner die „Vernetzung aller Beteiligten“ fordern, um die Folgen des Klimawandels zu bewältigen,³⁹ dann kann eine solche Form der Urbanität das Mittel für die Bekämpfung des Übels bereitstellen, das das Urbane selbst hervorgebracht hat.

34 H. Lefebvre (s. A 24), S. 46.

35 Ebda.

36 Ebda., S. 133.

37 Ebda., S. 134.

38 Diese Aspekte bilden den Schwerpunkt von *dérive*. Zeitschrift für Stadtforschung 48 (2012).

39 E. Meinharter / M. Balas, Der urbane Freiraum im Klimawandel. Lösungen zur Bewältigung der Klimafolgen, in: *dérive* 48 (2012), S. 13.

Autorinnen / Autoren

Univ.-Doz. DDr. Mădălina Diaconu

Studium der Philosophie an den Universitäten Bukarest und Wien; 1996 Dr. phil. an der Universität Bukarest; 1998 Dr. phil. an der Universität Wien; 2005 Habilitation für das Fach Philosophie an der Universität Wien. Seit 2006 Externe Dozentin am Institut für Philosophie der Universität Wien und seit 2012 Lektorin für Rumänisch am Institut für Romanistik der Universität Wien.

Prof. Dr. Ferdinand Fellmann

Studium der Philologie und Philosophie in Münster, Gießen, Pavia und Bochum. Promotion 1967 und Habilitation 1973 bei Hans Blumenberg über wissenschaftsgeschichtliche bzw. geschichtsphilosophische Themen; von 1980 bis 1993 Professor für Philosophie an der WWU Münster und von 1993 bis 2005 Gründungsprofessor für Philosophie und Wissenschaftstheorie an der TU Chemnitz; zuletzt Gastprofessuren am Institut für Philosophie der Universität Wien und an der Universität Trento in Italien.

Dr. Wolfgang Gleixner

Studium der Theologie, Philosophie und Missionswissenschaft an der Ordenshochschule St. Augustin (Steyler Missionsorden) sowie Kommunikationsforschung, Philosophie und Vergleichende Religionswissenschaften an der Universität Bonn; 1984 Promotion (Die Phänomenologie als Grundlagenforschung); 1985 Referent für Kirche und Arbeitswelt der Diözese Hildesheim; 1988-1994 Lehrauftrag an der Fachhochschule Hildesheim; 1989 Leiter des Referats Kirche und Gesellschaft im Generalvikariat Hildesheim; 2000 Stellvertretender Akademiedirektor der Akademie St. Jakobushaus.

Seit 2010 Wissenschaftlicher Referent am Forschungsinstitut für Philosophie Hannover.

Prof. Dr. Jürgen Hasse

Studium der Geographie und Erziehungswissenschaft; Lehr- und Forschungstätigkeit an den Universitäten Oldenburg und Hamburg. 1993-2015 Univ. Prof. am Institut für Human-geographie der Universität Frankfurt a.M.; Forschungsschwerpunkte: Phänomenologische Raumforschung, Mensch-Natur-Verhältnisse, räumliche Vergesellschaftung; zahlreiche Bücher zu kulturwissenschaftlichen Themen. Mitglied im Deutschen Werkbund und im Vorstand der Gesellschaft für Neue Phänomenologie.

Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin

Studium der Philosophie, Physik, Mathematik und Politikwissenschaft; Promotion in Philosophie bei Wolfgang Stegmüller; wiss. Assistent in München und Habilitation 1989. Nach einer Gastprofessur in den USA Übernahme eines Lehrstuhls für Ethik in den Bio-Wissenschaften an der Universität Tübingen, dann für Philosophie an der Universität Göttingen; derzeit Honorarprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin; ord. Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste und der Akademie für Ethik in der Medizin. Für fünf Jahre (1998-2002) wechselte Julian Nida-Rümelin in die Kulturpolitik, zunächst als Kulturreferent der Landeshauptstadt München und dann als Kulturstatsminister in das erste Kabinett Schröders. Julian Nida-Rümelin gehört neben Jürgen Habermas und Peter Sloterdijk zu den renommiertesten Philosophen in Deutschland.

Ankunft gestalten

Doug Saunders im Gespräch mit Jochen Rack

Forum Stadt veröffentlicht das folgende Interview des freien Autors und Mitarbeiters des Bayerischen Rundfunks Jochen Rack mit dem britisch-kanadischen Journalisten und Autor Doug Saunders als anregenden Debattenbeitrag in der nicht zuletzt auch um den deutschen Pavillon der 15. Architektur-Biennale in Venedig „Making Heimat. Germany, Arrival Country“ höchst kontrovers geführten (Flüchtlings-)Diskussion. Doug Saunders fungiert als Berater des mit der Realisierung des deutschen Beitrags beauftragten Teams des Deutschen Architekturmuseums DAM. Der Titel nimmt unmittelbar Bezug auf Doug Saunders' vielfach mit Preisen bedachten Weltbestseller „Arrival City“ (2011), in dem er weltweit „Ankunftsstädte“ untersuchte und daraus Schlussfolgerungen für eine erfolgreiche Integration von Flüchtlingen und Migranten gezogen hatte.

Das Interview wurde von Deutschlandradio am 5. Juni 2016 gesendet und Forum Stadt freundlicherweise für den Druck zur Verfügung gestellt.

Jochen Rack: *Herr Saunders, Sie haben sich in zahllosen Reportagen mit der Situation von Migranten in aller Welt beschäftigt, die vom Land in die Städte ziehen und dort so genannte „Ankunftsstädte“ gründen – „Arrival City“ heißt Ihr Buch. Sie zeigen darin, wie Ankunft gelingen kann, aber ebenso, wie sie misslingt, wenn die Bedingungen dafür nicht stimmen. Für Europa, insbesondere Deutschland, ist das zur Zeit ein hochaktuelles Thema, denn wir haben es mit den großen Strömen von Flüchtlingen zu tun, die nach Europa drängen. Wie beurteilen Sie denn die europäische Flüchtlingspolitik im Augenblick?*

Doug Saunders: In den letzten Jahren haben wir erlebt, dass eine große Zahl von Flüchtlingen über das Mittelmeer kam. Wir haben es teilweise mit einer Flüchtlingskrise zu tun, denn die 50% der Menschen, die nach Europa kommen, sind Flüchtlinge im Sinne der UN-Charta von 1951; die anderen Migranten sind keine solchen rechtlich anerkannten Flüchtlinge, und mit ihnen hat man Schwierigkeiten. Seit 1990 kamen nicht mehr viele Flüchtlinge nach

Europa, zwischen 2000 und 2012 fast gar keine, so wenig wie noch nie nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Viele Leute haben auch vergessen, dass in den 1990er-Jahren aus dem ehemaligen Jugoslawien ca. drei Millionen Menschen nach Europa kamen und eine politische Krise auslösten, die in mancher Hinsicht größer war als die heutige. Man hat damals befürchtet, dass die Flüchtlingswelle nicht abebben und der Krieg auf dem Balkan lange andauern könnte. Es gab Versuche in Deutschland, die Verfassung zu ändern und das Asylrecht zu beschneiden. Der Krieg endete dann sehr plötzlich im Jahr 2000, und ungefähr zwei Drittel aller Flüchtlinge kehrten auf den Balkan zurück. Das Drittel von Kroaten, Bosniern und Kosovaren, die hier blieben, wurde zu einem anerkannten Teil der deutschen Bevölkerung in den Städten. Jetzt wiederholt sich dieses Geschehen, aber mit sehr viel mehr Menschen, unter denen auch solche sind, die keine legal anerkannten Kriegsflüchtlinge sind. Man steht vor der Herausforderung, eine Million Menschen anzusiedeln, die als Flüchtlinge anerkannt werden und die anderen abzuschieben, die nicht als Flüchtlinge an-

erkannt werden. Das ist die Herausforderung des Jahres 2016. Wie schiebt man eine so große Zahl von Menschen ab? Die nicht als Flüchtlinge anerkannten Migranten stellen nämlich ein großes soziales Problem dar, oft sind es allein-stehende Männer, die Teil einer seit Jahrzehnten andauernden Migration sind, bei der sich Saisonarbeiter zwischen dem Mittelmeer und Europa hin und her bewegen.

Rack: *Ist Deutschland auch gewissermaßen naiv gewesen in seiner Politik gegenüber den Flüchtlingen? Ist hier eine Art von moralischer Arroganz oder moralischer Überheblichkeit im Spiel gewesen, während andere Nationen – vielleicht auch vor allem die Nationen, die selber eine Kolonialgeschichte haben und also mit Immigration schon länger zu tun haben – an dem Punkt skeptischer waren?*

Saunders: Ich denke, Deutschland hat die Ressourcen und die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die Immigration zu bewältigen. Man hat aber Fehler gemacht hinsichtlich der Art und Weise, wie man mit den Flüchtlingen umgeht. Ein Problem ist zum Beispiel die Vorstellung, dass man Migranten einfach überall im Land in den verschiedenen Städten verteilen kann, statt sie in die bestehenden Migrantenviertel ziehen zu lassen. Ich hoffe, dass das nur eine kurzfristige Lösung ist. Migranten in aufgegebene US-Kasernen zu stecken, ist keine gute Idee, weil diese Orte nicht mit den bestehenden Stadtvierteln und der Wirtschaft vor Ort verbunden sind. Es ist genauso eine schlechte Idee, tausende von Flüchtlingen in Städten mit Leerstand anzusiedeln wie in manchen Städten Brandenburgs, denn dort gibt es keine bestehenden Gemeinschaften von Migranten und keine ökonomischen Möglichkeiten. Wenn die Flüchtlinge schlau sind und erfolgreich sein wollen, werden sie da vielleicht ein paar Wochen bleiben und dann schauen, dass sie nach Kreuzberg, Neukölln oder Offenbach weiterziehen, wo es bestehende Netzwerke von Migranten gibt. Kluge Projekte, die es schon gibt, ermöglichen es Mig-

ranten, sich zu integrieren, und schieben sie nicht einfach irgendwohin ab. Es wird auch schon richtig viel Geld ausgegeben, um Wohnraum zu schaffen. Ein Thema des deutschen Pavillons auf der Architektur-Biennale in Venedig in diesem Jahr ist die Frage, wie man dieses Geld sinnvoll ausgibt. Deshalb habe ich mich auf der Architektur Biennale engagiert. Normalerweise ist das eine Veranstaltung, wo sich alles um ziemlich abstrakte und wolkige Ideen von Architekten dreht. Der deutsche Pavillon aber ist das Gegenteil von abstrakt: Er nimmt meine Überlegungen über die Ankunftsstädte auf und fragt, wie man sinnvoll Geld für die Gestaltung von Ankunft investieren kann. Deutschland gibt jetzt viele Milliarden Euro für die Errichtung von zehntausenden, von hunderttausenden von Wohnungen für Flüchtlinge aus und für zukünftige Immigranten. Das ist eine gute Gelegenheit, um die Lektion von sechs Jahrzehnten staatlicher Wohnbaupolitik zu lernen und zu verstehen, wie man Integrationshindernisse beseitigt, die durch falschen Wohnbau geschaffen wurden.

Rack: *Darüber will ich ganz gern mit Ihnen sprechen, denn in Ihrem Buch *Arrival City* bringen Sie Reportagen aus verschiedensten Bereichen der Welt und schildern eben auch *Arrival Cities*, die misslungen sind. Also etwa die Siedlung *Les Pyramides* in Évry bei Paris. Wenn Sie ausgehen von dem, was Sie jetzt gesagt haben, dass es also wichtig ist, hier auch architektonisch richtig zu reagieren auf die Herausforderung durch Migranten oder Flüchtlinge, wenn Sie mal dieses Negativbeispiel von *Les Pyramides* vorführen, damit wir überhaupt verstehen, was wir nicht tun sollten in der Vorbereitung auf diese Aufgabe.*

Saunders: Man muss verstehen, dass Integration eine schwierige Angelegenheit ist, die nicht von oben als Regierungsprogramm durchgesetzt werden kann. Man kann den Migranten nicht einfach ein Flugblatt in die Hand drücken, das ihnen erklärt, wie man Deutscher wird oder die Sprache lernt. Die Leute integrie-

ren sich selbst, sie wollen natürlicherweise Teil der Gemeinschaft um sie herum werden. Und wenn das nicht gelingt, dann weil man ihnen die Integration erschwert hat. Manchmal sind das ganz handfeste physische Hindernisse in den Nachbarschaften, wo sie sich niederlassen. Man muss das richtig begreifen, was ich *Arrival City* nenne - die Ankunftsstadt, die sich Migranten innerhalb der bestehenden Städte schaffen, um sich gegenseitig zu unterstützen und die Basis für ihren sozialen Aufstieg zu ermöglichen.

Warum ist ein urbaner Bezirk eine Ankunftsstadt? Zwei Gründe gibt es immer: Erstens gibt es dort Unterkünfte, die aus was für Gründen auch immer billiger zu mieten oder zu kaufen sind als im Rest der Stadt. Zweitens gibt es dort bereits eine Gemeinschaft von Leuten, die dieselbe Sprache sprechen, dieselbe ethnische Herkunft teilen, aus denselben Dörfern kommen, die sich gegenseitig unterstützen und helfen können. Man muss aber fragen: Warum ist dort Wohnen so viel billiger? Vielleicht ist das Wohnen billig, weil das Viertel einen schlechten Ruf hinsichtlich Kriminalität und Gewalt hat, vielleicht weil das Viertel zu weit vom Zentrum entfernt ist und man eine zweistündige Busfahrt auf sich nehmen muss, um zu seiner Arbeitsstelle zu kommen oder Kunden in sein Geschäft zu bringen. Vielleicht ist es billig, weil es keinen Raum gibt, um ein Geschäft, ein Restaurant, irgendein Gewerbe zu eröffnen. Oder es gibt dort keine ausreichend hohe Bevölkerungsdichte, weil es furchtendlich große Grünflächen zwischen den Gebäuden gibt. Oder das Viertel ist billig, weil die Schulen dort schlecht sind und keiner hinziehen will. Das sind alles Gründe dafür, warum eine Gegend zur Ankunftsstadt werden kann, und man müsste dort intervenieren, um die Probleme zu lösen. Ich habe zum Beispiel einige Zeit in den so genannten schwierigen Banlieues außerhalb von Paris verbracht, im Les Pyramides-Viertel in Évry, das nach einem architektonischen Masterplan der 1960er Jahre erbaut wurde, perfekt entworfen als Wohnan-

lage für die Arbeiterklassen, für Leute mit Autos. Aber es wurde zu einem Viertel, in das viele Menschen aus Afrika zogen, um sich niederzulassen. In kultureller und sprachlicher Hinsicht waren sie gut integriert. Das war keine misslungene Parallelgesellschaft. Die Kinder der Migranten waren in Frankreich geboren, sprachen fließend Französisch und wollten Teil der Community werden, aber sie waren gefangen an einem Ort, an dem es keine Gewerbemöglichkeiten gab und es sehr schwer war, sich mit dem bestehenden Paris zu verbinden. Die Verkehrsanbindung war extrem kompliziert, man konnte nicht leicht zu seinem Arbeitsplatz kommen. Und sie hatten dort dieselben Probleme, die viele Wohnanlagen des 20. Jahrhunderts auszeichnen: Die Bevölkerungsdichte war zu gering. Man meint immer, Hochhäuser sorgen für eine hohe Wohndichte, aber viele Hochhäuser, Plattenbauten und so weiter führten nur zu einer geringen Bevölkerungsdichte, weil es große Abstandsflächen und Parks gibt und Aufzugsbauten Platz wegnehmen. Man bekommt keine enge Nachbarschaft hin, findet keinen Platz in den Erdgeschoss, um ein Geschäft zu eröffnen, und selbst wo es ginge, bekommt man oft keine Erlaubnis dafür. Und wenn man eine Erlaubnis bekommt, hat man einfach nicht genug Leute auf der Straße, die dort einkaufen würden. Es gibt keinen Aufstiegsweg in die Mittelschicht. Man hat keine Möglichkeiten, seine Sozialwohnung zu erwerben. Wenn man innerhalb seiner Community erfolgreich sein will, muss man wahrscheinlich anderswohin ziehen, weil es dort keinen Platz für die Mittelschicht der Migranten gibt und keinen für Angehörige der Mittelschicht aus der bestehenden Stadt, die dort hinziehen könnten, wie Yuppies oder die Hipster. Ein Migrationsviertel, das helfen soll, der intergenerationellen Armut zu entkommen, muss ein attraktiver Ort für die Mittelschicht sein.

Rack: Sie zitieren in Ihrem Buch eine sehr interessante Aussage von Manuel Valls, der – wie ich aus Ihrem Buch entnehmen konnte – Bür-

germeister von Évry war, bevor er jetzt heute ja Premierminister von Frankreich ist, und er sprach von einer so genannten kartesischen Bauweise. Haben wir es hier zu tun also mit einem grundsätzlich misslungenem Modernismus in der Architektur, der ja dann nicht nur das Schicksal von Migranten betrifft, sondern auch also etwa von Einheimischen, die unter den gleichen Problemen dort leiden würden wie eben Einwanderer?

Saunders: Es war schon erstaunlich: Während der Zeit, in der ich in Frankreich über Arrival Cities recherchiert habe – das war zwischen 2005, als die Unruhen in den Banlieues waren, und 2008 – da habe ich einen jungen idealistischen Bürgermeister in Évry kennengelernt, der Ideen hatte, wie Integration funktionieren könnte und wie man die Migranten zu einem Teil der französischen Gesellschaft machen könnte. Sein Name war Manuel Valls und er wurde Premierminister, aber nicht weil er die Ideen weiter verfolgte, die er damals als Bürgermeister hatte. Er versteht etwas von der Sache, und das kann schon ein Grund sein, dass Frankreich viel mehr in die Verbesserung der Verkehrssysteme zu den Banlieues außerhalb von Paris investiert und die Schulen verbessert hat. Valls hatte sicher ein Verständnis dafür, dass das die größten Hindernisse für eine erfolgreiche Integration sind.

Man kann die Häuser ausbauen und bestimmte Investitionen anstoßen, um sie zu verbessern. In Amsterdam habe ich das studiert. Und ich sollte ergänzen: In Toronto, wo ich lebe, hatten wir ein Programm, das sich „Dichte dazwischen“ nannte. Man verstand, dass die Abstandsflächen zwischen den Häusern, die auf den Architekturmodellen gut aussehen oder, wenn man im Zug vorbeifährt, wie gemacht dafür sind, dass Einwanderersiedlungen nicht funktionieren. Sie halten die Einwanderer davon ab, das zu tun, was sie machen, wenn sie sich in Innenstädten niederlassen: Sie suchen sich billigen Wohnraum, verbessern ihn, bauen aus, eröffnen vielleicht ein Geschäft oder

Restaurant im Erdgeschoss und ziehen einen Vorteil daraus, dass eine Menge Leute auf der Straße sind, die daran vorbeigehen. Oder sie eröffnen eine kleine Werkstatt, schaffen kleine Märkte um die Häuser herum. Man muss einen flexiblen Gebrauch des Raums zulassen, wo man wohnt, dann kann man ökonomische Aktivitäten anstoßen. Solch eine flexible Nutzung von innerstädtischem Raum verwandelte Viertel wie die Lower East Side in New York oder Bricklane in London oder Belleville in Paris in interessante Stadtteile. Sie wurden geradezu Maschinen zur Integration von armen Immigranten. Diese Dinge fehlen in der neuen vorstädtischen Immigration. Man sollte verstehen, dass das heute ein internationales Problem ist, dass das alte Muster der Immigration im 20. Jahrhundert für die westliche Welt nicht mehr gilt, als sich Immigranten in den dichtbesiedelten Innenstädten niederließen. Diese Immigranten waren so erfolgreich, dass jetzt Leute aus der Mittelschicht wie ich in den alten innerstädtischen Migrantenvierteln wohnen wollen. Fast die gesamte Immigration in die westliche Welt, nach Nordamerika und Westeuropa geht in die Vorstädte. Und fast die ganze Armut ist in den Suburbs. Wir müssen begreifen, dass diese neue Form der Einwanderung die Immigration erschwert. Diese 1950er- und 1960er-Arbeiterviertel, die sehr nett ausschauen und für das Auto gebaut wurden, haben einige Merkmale, die sie zum Misserfolg verdammen: Geringe Bevölkerungsdichte, große Freiflächen, Straßen und Parkgürtel, die diese Viertel von den bestehenden Städten trennen, strenge Gesetze, die Wohnviertel von Gewerbe- und Industrievierteln trennen, sodass das nicht in demselben Gebäude stattfinden kann. Generell sind das Viertel, die eher für Autos gemacht sind, nicht für Leute auf der Straße. Das sind dann auch Viertel, die die Benachteiligung von Frauen fördern, die sich oft nicht auf die Straße trauen, weil es da zu gefährlich ist. Damit verstärkt man dann auch überkommene problembehaftete Familienstrukturen. Die Familien, die dort wohnen, tun sich oft leichter, mit ihren Ver-

wandten in den Herkunftsländern in Kontakt zu bleiben, indem sie Satellitenfernsehen aus diesen Ländern schauen, als mit den Städten in Kontakt zu kommen, wo sie offiziell leben.

Rack: *Das heißt für uns die Frage, welche Lehre kann man aus dieser Erfahrung ziehen, um in Zukunft eben Wohnverhältnisse für Immigranten zu schaffen, die diese Probleme, von denen Sie jetzt sprechen, vermeiden? Sie beschreiben in Ihrem Buch auch gelungene Arrival Cities wie Parla bei Madrid oder auch etwa Istanbul. Dieses sind beides Fälle, wo so etwas stattgefunden hat wie eine wilde Immigration. Kann man denn, wenn man diese beiden Beispiele sich etwa anschaut, daraus schließen, dass in Zukunft, also wenn wir diese Migranten bei uns sinnvoll unterbringen wollen, dass wir etwas brauchen wie mehr Partizipation, mehr Autonomie für die Migranten, sich ihre eigenen Wohnverhältnisse zu schaffen?*

Saunders: Ja, ein großes Problem ist es, dass wir zuviel von oben herab planen, wir erlauben zu wenig den flexiblen Umgang mit Raum. Meine Recherche über Arrival Cities hat mich gelehrt, dass die räumliche Umwelt sehr großen Einfluss auf die Lebensweise der Menschen hat. Architektur und Stadtplanung bestimmen in hohem Maße die Integrationsmöglichkeiten von Migranten. Ursprünglich hatte ich gedacht, dass ökonomische und kulturelle Faktoren dafür wichtiger sind. In vielen Projekten versucht man städtebauliche Hindernisse zu beseitigen und sieht dann, wie das Viertel sich ändert, indem man für eine höhere Bevölkerungsdichte und eine gute verkehrstechnische Anbindung an die bestehenden Städte sorgt. Man macht dann Viertel, die man bis dahin als Krebsgeschwüre betrachtet hat, zu integralen Bestandteilen der existierenden Stadt. Die Bewohner der bestehenden Stadt merken dann, dass es sich lohnt, in diese armen Einwandererviertel am Stadtrand zu kommen, um dort zu essen, die andere Kultur zu genießen und vielleicht sogar ein Unternehmen dort zu gründen.

Und dass man nicht mehr vor diesen Vierteln warnen muss. Diese Räume einzubeziehen ist entscheidend, und dass man die einmaligen Investitionen tätigt, damit das funktioniert. Man wird damit auch in Zukunft viel Geld sparen, das man nicht mehr in Sozialhilfe oder in die Polizei stecken muss. Man muss dafür sorgen, dass die Kinder, die in diesen Migrantenvierteln aufwachsen, in die Schulen gehen und dann ins Arbeitsleben integriert werden und sich ein eigenes Gewerbe schaffen – darin sind die Immigranten stark. Außerdem ist es wichtig, dass sie dort anständige Wohnungen finden und Teil der Mittelschicht werden. Alle diese Ziele kann man durch kluge Investitionen in den Baubestand dieser Quartiere erreichen.

Man muss dafür sorgen, dass die Kinder von Immigranten die Schule beenden und die Chance haben, es auf die Universität zu schaffen, vor allem die männlichen Jugendlichen. Denn es gibt ein Muster in den Ankunftsstädten, dass Schulen zum Misslingen der Integration beitragen, weil die erfolgreichen Migranten und die eingesessenen Bewohner der Viertel ihre Kinder nicht in die Schulen vor Ort schicken, sondern in bessere, mittelschichtsdominierte Schulen in anderen Stadtvierteln. Und übrig bleiben in den Schulen vor Ort dann die am wenigsten motivierten Kinder mit den größten Problemen und die schlechtesten Lehrer. Man muss deshalb die besten Schulen in den armen Immigrationsvierteln schaffen, damit zieht man dann auch Mittelschichtskinder aus anderen Stadtvierteln an. Man muss alle Anstrengungen unternehmen, dass solche inklusiven Schulen entstehen, in denen die Schüler nicht mit 16 Jahren ausscheiden, sondern bis zum Ende der Ausbildung bleiben.

Rack: *Ich darf vielleicht noch eine Sache ergänzen, die in Ihrem Buch auch eine große Rolle spielt, die Möglichkeit, die Staatsbürgerschaft zu erwerben. Sie sagen, in Deutschland etwa am Beispiel Kreuzberg hat dies lange nicht besonders gut funktioniert, weil die Möglichkeit, die Staatsbürgerschaft für die Türken vor allem in*

Kreuzberg zu erwerben nicht gegeben war und dies verhindert Integration.

Saunders: Es gibt eine wesentliche Lektion mit Flüchtlingen, und Deutschland sollte das aus seiner Erfahrung mit den Gastarbeitern wissen: Es ist wichtig, Flüchtlingen so schnell wie möglich einen Status zu geben, in dem sie keine Flüchtlinge mehr sind. Denn Flüchtlinge haben immer eine Vorstellung, dass sie sehr bald wieder in ihre Heimat zurückkehren werden. Und das Gesetz behandelt sie oft auch wie Menschen mit nur zeitweisem Aufenthaltsstatus. Man sollte sie aber so schnell wie möglich wirtschaftlich erfolgreich machen, indem sie eine Arbeit bekommen, ein Gewerbe beginnen und das tun können, weil sie Staatsbürger sind. In Kanada und vielen anderen Ländern hat man gelernt, dass es wichtig ist, Immigranten einen schnellen Weg zum Erwerb der Staatsbürgerschaft zu ebnen. Man muss ihnen erlauben, sofort zu arbeiten. Und dabei ist es nicht so wichtig, ob sie schon die Landessprache beherrschen. Ihre Kinder, wenn sie in ihre neue Heimat im Alter unter 14 Jahren kommen, werden die Landessprache perfekt lernen. Immigranten können ökonomisch erfolgreich sein, auch wenn sie die Sprache nicht beherrschen. Sie machen Geschäfte untereinander, aber wenn man darauf wartet, bis sie die Sprache gelernt haben, verpasst man die größte Chance auf Integration. Ein gewisser Teil von ihnen wird in ihre Herkunftsländer zurückkehren, aber die anderen sollen das Gefühl haben, dauerhaft hier bleiben zu können. Im anderen Fall schafft man Lager, in denen sie herumsitzen und nichts zu tun haben und nichts zur Ökonomie beitragen und keine Geschäfte gründen und keine Wohnungen beziehen.

Rack: *Herr Saunders, ich will mit Ihnen noch etwas konkreter sprechen über die Frage, welche Architektur für Flüchtlinge ist im Augenblick möglich und nötig? Sie haben schon erzählt, dass Sie an dem deutschen Pavillon der Architektur-Biennale beteiligt sind, der Titel heißt hier*

„Making Heimat – Deutschland Arrival Country“, spielt also unmittelbar auf Ihr Buch „Arrival City“ an. In dieser Biennale ist von dem Leiter Alejandro Aravena ein interessanter Beitrag auch in der letzten Zeit bekannt geworden. Er hat Häuser entworfen, die halb fertig gebaut werden, und die andere Hälfte kann von den Bewohnern dann im Laufe der Zeit dazugebaut werden. Was halten Sie von diesem Beispiel und was für andere Beispiele für eine offene Architektur für Flüchtlinge oder Migranten fällt Ihnen ein?

Saunders: Das Schöne an dem Architekturpavillon ist es, dass er Beispiele zeigt, die man gerade ausprobiert. Man muss diese Häuser bauen, es gibt ein Budget dafür und die Architekten müssen sich mit den Bedürfnissen von Immigranten auseinandersetzen und sich anschauen, wie sie leben und sich niederlassen und was sie für räumliche Bedürfnisse haben. Und es gibt eine Menge interessanter Ideen, wie man flexibel zu nutzende Wohnungen schafft, abhängig von der Größe der Familien. Anfangs kommen die Migranten mit großen Familien, im Lauf ihrer Integration passen sie sich dann der üblichen Familiengröße in den Ankunfts-ländern an. Türken in Deutschland hatten einmal fünf Kinder, heute haben sie 1,6 Kinder pro Familie, fast genauso viele wie einheimische deutsche Familien. Man sollte also Wohnungen schaffen mit verschiedenen veränderlichen Größen, Häuser, in denen es die Möglichkeit gibt, Geschäfte, Restaurants und so weiter zu eröffnen und sie da zu bauen, wo sie Teil der örtlichen Ökonomie werden können. Man kann nicht irgendwelche Blöcke auf die grüne Wiese stellen und dann hoffen, dass eine erfolgreiche Integration stattfindet. Viele der klassischen türkischen Viertel wie Kreuzberg oder Neukölln, die lange Zeit einen schlechten Ruf hatten, wurden sehr erfolgreich, weil das Gewerbe, das die Immigranten gründeten, Leute anzog, die dort essen, wohnen, einkaufen wollten. Das Gleiche passierte in Offenbach. Ein Programm, das in Toronto verwirklicht

wurde, wo ich lebe, hieß Tower Renewal. Man merkte, dass sich Migranten oft in Hochhäusern niederlassen, die in einem zu dünn besiedelten Umfeld standen, wo es dann auch keine U-Bahn-Stationen gab. Die Stadtregierung von Toronto hat dann die Erlaubnis gegeben, dass zwischen den bestehenden Hochhäusern neue Häuser gebaut wurden, in denen Gewerbe und Wohnen möglich war. Diese Idee, dass man die Leerflächen auffüllt und die Bevölkerungsdichte in solchen Vierteln erhöht, ist nun auch in Europa wichtig geworden. Im Amsterdamer Stadtteil Slotervart zum Beispiel, der große soziale Probleme und eine geringe Bevölkerungsdichte hatte, hat man bestehende Wohnblöcke erneuert, die Bevölkerungsdichte vervierfacht; man hat Möglichkeiten für Geschäfte in den Erdgeschosszonen der Häuser geschaffen. Ein Viertel der Wohnungen waren teuer und wurden verkauft. Damit hat man nicht nur das Projekt teilweise finanziert, sondern auch eine funktionierende soziale und ökonomische Mischung geschaffen. Viele Leute haben dort ein Gewerbe angefangen und damit einen Weg für Migranten in die Mittelschicht eröffnet, die in ihrem Viertel bleiben wollten. Etablierte Angehörige der Mittelschicht zogen in das Viertel, Künstler und Computerleute, Hipster. Manche nennen das abwertend Gentrifizierung, aber es zeigt auch, dass ein Viertel erfolgreich ist. Üblicherweise profitieren die Migranten in solchen Vierteln von der Gentrifizierung. Vor allem in den nordamerikanischen Städten, wo sie Häuser besitzen, aber auch in Städten, wo sie nur Wohnungen mieten. Das Gewerbe floriert und die Schulen werden besser.

Man sollte Migranten nicht als Leute ansehen, denen man Integration von oben verordnen muss, sondern als Menschen, die sich von sich selbst aus integrieren wollen und dafür die nötigen Ressourcen brauchen. Und dafür jetzt zu investieren, schafft diese Möglichkeiten, dann wird man diese Menschen in zwei, drei Generationen in diesen Vierteln als Menschen ansehen, die ganz normale Deutsche und Europäer sind, Menschen, die in ihrem urba-

nen Umfeld ihr eigenes Gewerbe, ihr eigenes Leben, ihre Gemeinschaften haben und diese Viertel zu Orten gemacht haben, wo Wohlstand für das Land geschaffen wird und die Möglichkeit für andere Migranten, sich zu integrieren. Sie werden unserer Unterstützung dann nicht mehr bedürfen.

Hannes Tank

Bausteine für die Stadtentwicklung in Berlin

Einige Zeit nach der Wende 1989 sind zwei markante Gutachten zur künftigen Entwicklung der Stadt Berlin vorgelegt und diskutiert worden. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung sah eine Fülle von wirtschaftlichen und finanziellen Problemen vor allem wegen des Abbaus von industriellen Arbeitsplätzen, während das Wissenschaftszentrum Berlin eine kühne Prognose auf der Basis der Forschungs-, Hochschul- und Universitätslandschaft wagte. Der zunächst nicht auflösbare Widerspruch war aus den nicht deutlich genug herausgestellten Zeithorizonten zu erklären. Spätere Forschungsarbeiten konnten aus diesen grundlegenden Gutachten zu einer Synthese der Prognosen finden.

Der schwierige Weg in der Realität lässt sich an der Entwicklung des Wohnungs- und Städtebaus illustrieren. Harald Bodenschatz, jetzt emeritierter Städtebau Soziologe, hat an der Fakultät Planen – Bauen – Umwelt der Technischen Universität Berlin vier Phasen ausgemacht: 1990-1995 Jahre der Euphorie, 1995-1999 Zeit der Ernüchterung, 1999-2006 Jahre der Stagnation und seit 2006 die Suche nach dem neuen Berlin. Für eine gewisse Kontinuität in den Irrungen und Wirrungen des Strukturwandels haben eigentlich nur die ansteigende Zahl der Bewohner und eine rege Wohnbautätigkeit in Berlin gesorgt.

In seiner vorigen Regierungserklärung hat das alte und künftige Stadtoberhaupt Michael Müller, auch noch Aufsichtsratsvorsitzender seine Distanz zu den großen Entwürfen für die Bundeshauptstadt deutlich werden lassen. Die Lösung der zahlreichen anstehenden Probleme darf allerdings nicht dazu führen, dass pragmatisches Handeln die strategischen Vorstellungen weitgehend verdrängt. Im Folgenden sollen einige „Bausteine“ aus beiden Bereichen darge-

stellt werden, die bislang nicht ausreichend beachtet worden sind.

Zuvor soll nur eine falsche Entscheidung erwähnt werden, weil sie immer wieder in der Zukunft wirksam werden wird – der Standort des internationalen Flughafens. Die Quereilen zum Fluglärm über der wunderbaren Stadtlandschaft im Süden und Osten der Stadt hätten durch einen Neubau am Ort des „Russenflughafens“ bei Sperenberg mit seiner schier endlos erscheinenden Start- und Landebahn, südlich von Berlin in dünn besiedeltem, aber gut erschlossenem Gebiet, vermieden werden können.

Die Verbindung von Siedlungen, Freiflächen sowie Wasser und Wald ist ein Standort- und Wohnortfaktor von höchster Bedeutung. Er wird nun und erst recht in Zukunft ganz massiv beeinträchtigt. Dieser Misere muss durch entsprechende Auflagen sowie wenig störende Flugrouten mühsam, aber energisch entgegengewirkt werden.

Das weiterhin zu erwartende Wachstum der Stadtbevölkerung ist eine wichtige Basis für die erforderliche wirtschaftliche Entwicklung. Ein bedeutendes Volumen an Wohnungsbau ist zu erwarten. Die „dezentrale Konzentration der Siedlungsstruktur“ in Berlin erleichtert diese Entwicklung. Zu achten ist allerdings auf ein Wachstum „nach innen“, das heißt auf Brachen, Baulücken oder Mindernutzungen. Bauliche Ergänzungen der Siedlungen und Stadtteile werden damit möglich, die zu der wichtigen Stärkung und Belebung ihrer Zentren führen können. Die dort vorhandenen Knoten der S-Bahn, U-Bahn und der Straßenbahn sind geeignet, die sich verstärkenden Verkehrsströme aufzufangen.

Baulandreserven sind in Berlin in bedeutendem Ausmaß vorhanden, auch durch Umwid-

mung alter Büro-, Gewerbe- und Industriebauten. Trotzdem wären neue Formen behutsamer Verdichtung oder Nutzungsüberlagerung anzugehen. Die einst in den USA „erfundene“ Überbauung von Verkehrsflächen wird auch in Europa praktiziert (Gleisfelder, Busbahnhöfe, Fahrzeugdepots oder Stadtautobahnen). Interessante, aber wenig bekannte Beispiele gibt es in Wien, London oder Paris, ebenso in weniger renommierten Städten wie Bern oder Den Haag.

In West-Berlin ist aus Baulandnot schon früh die „Schlange“ in Wilmersdorf geplant und schließlich realisiert worden. Das mächtige Bauwerk wurde zunächst heftig diskutiert, ja sogar angefeindet. Dort ist der eigentlich schwierigste Fall technisch souverän gelöst worden: die Überbauung einer in Hochlage geführten Stadtautobahn, zudem noch in Verbindung mit Tiefgaragen. Die wohl noch von den Ideen Le Corbusiers inspirierte langgestreckte Form mit terrassenförmig angelegten Wohnungen würde heute sicher deutlicher geteilt und gegliedert. Wichtig ist aber: Die Bewohner sind zufrieden mit ihrer Großwohnanlage. Sie ist begrünt und eingegrünt, ihre revolutionäre Bauweise ist kaum noch wahrzunehmen.

Möglichkeiten für solche Überlagerungen von Verkehrsflächen gibt es in Berlin in großer Zahl. So könnte der mächtige „Halenseegraben“ zwischen Messe und Schloss Charlottenburg, in dem Bahntrassen und Stadtautobahn eine breite Barriere bilden, vorausschauend auf seine Eignung etwa für Bürobauten untersucht werden. Solche Überlagerungen können der Zerschneidung und Aufblähung der Stadt entgegenwirken. Statt große Mühe und immense Kosten in stürzende Architekturen, paraboloide Gebäude oder in sich gedrehte Bauten zu investieren, sollten sich Architekten und Bauträger generell auch Projekten der Überlagerung zuwenden, die Zentrenstärkung, Verkehrsentlastung und Schonung der Freiflächen versprechen.

In Berlin gibt es ein eindrucksvolles Netz an Bahnen für den Personen- und Güterverkehr. Zur Bewältigung der steigenden Verkehrsströ-

me sind Innovationen nötig und möglich. In vielen Metropolen, auch in mittleren Städten wie Lyon oder Nürnberg, verkehren automatisierte U-Bahnen mit verkürzten Zügen in rascher Folge. Diese Innovation bietet sich auch bei Berliner Bahnen an. Mit der Umschulung des frei werdenden Personals für andere Tätigkeiten im öffentlichen Verkehr könnte dabei auch dem zu erwartenden Arbeitskräftemangel in diesem Bereich begegnet werden.

Beim privaten Personenverkehr sticht das Problem des Parkens besonders in zentralen Lagen und in Altbaugebieten hervor. Bei neuen Wohnbauten werden meist Tiefgaragen angelegt. Sie sind wegen der Ein- und Ausfahrtrampen sowie der Rangier- und Wendeflächen teuer, außerdem sind es Orte der Unwirtlichkeit und Unsicherheit. Hier sind Lösungen möglich, die sich an der Technik des Hochregallagers orientieren.

Mehrstöckige automatisierte Garagen mit einer oder auch mehreren Übergabeböden auf der natürlichen Ebene sind in großen Städten im Ausland weit verbreitet. Erstaunlicherweise ist das in Deutschland nicht der Fall, obwohl wir namhafte Herstellerfirmen vor Ort haben. Im Übrigen sollte auf den Neubau von Parkhäusern verzichtet werden, weil der städtische Raum an Licht und Luft dafür einfach zu kostbar ist. Werden, gerade in Altbaugebieten, neue Leitungen für Wasser und Abwasser oder andere Zwecke in einer Straße verlegt, bieten sich die geschilderten Lösungen ebenso an, da sich Synergieeffekte beim Aushub und den Bauarbeiten nutzen lassen. Ein interessantes Beispiel dieser Art gibt es in München unter der Donnersbergstraße, in einem Wohngebiet nicht weit vom Hauptbahnhof entfernt.

Die einst starke industrielle Basis in Berlin ist aus den verschiedensten Gründen ganz wesentlich geschwächt worden. Das muss in der Bundeshauptstadt jedoch vorläufig zu verkraften sein. Immerhin gibt es in die Kieze, Ortschaften und Stadtteile vorzüglich integrierte Handwerks- und Gewerbehöfe. Ebenso existieren bereits Technologie- und Innovationszentren. In

Adlershof (WISTA) gelingt nun der Kontakt zwischen Theorie und Praxis, indem Erkenntnisse aus Universitäts- und Forschungsinstituten mit realen Aufgaben und Problemen zwecks Lösung konfrontiert werden.

Darüber hinaus ist in Berlin in wenigen Jahren eine vielfältige, nicht deutlich zu ortende Gründerszene entstanden. Wesentliche Standortfaktoren dafür waren und sind, so banal sich das anhören mag, günstige Mieten, preiswerte Restaurants und eine attraktive Umgebung für Arbeit und Freizeit. Das gilt übrigens gleichermaßen für die sich entwickelnde Kunst- und Modeszene. Wenn sich die IT-Gründungen von der Entwicklung neuer elektronischer Spiele eher abwenden und mehr mit den großen Aufgaben der Industrie 4.0 befassen, werden bedeutende und dauerhafte Erfolge zu erwarten sein. Damit sinkt auch die bestehende Gefahr, dass die Gründungen mit ihren Talenten von Großunternehmen „aufgesaugt“ werden.

Die zukunftssträchtige Solarenergie- und Energiespeicherungsforschung samt zugehörigen Industrien könnte und sollte in Berlin mit seiner großen Tradition in der Elektroindustrie noch besser vertreten sein. Auch die bereits mögliche Anwendung lässt zu wünschen übrig. Zu wenige Neubauten nutzen die gegebenen Möglichkeiten voll aus. Oft gibt es bei Altbauten gerade in Berlin ideal geneigte Dachflächen für die Aufnahme der Solarpaneele. Ein Beispiel für eine großzügige Lösung auf einer Wohnanlage ist in der Bornitzstraße, nicht weit entfernt vom Stadtpark Lichtenberg, zu finden. Auch hier könnten Gründer und Genossenschaften bedeutende Entwicklungspotenziale erschließen – ein besonderer Fall im Zusammenhang mit der aufkommenden „Share Economy“. Anzuerkennen sind die Initiativen zur Förderung der Elektromobilität, ebenso die Solardachbörse der Senatsverwaltung, zugleich sind aber viele Barrieren in der Verwaltung zu kritisieren.

Die Senatorin für Wirtschaft, Technologie und Forschung, Cornelia Yzer, ist dabei, ihre Verwaltung durch weitgehende Digitalisierung

effektiver und produktiver zu machen. Das ist auch in den anderen Senatsverwaltungen erforderlich. Vielleicht kann diese Initiative zum Modell für andere Bereiche werden. Der globale Wettbewerb in der Wirtschaft wird sich ohne Zweifel auch direkt und indirekt auf die öffentlichen Verwaltungen auswirken.

Dem Urban Farming mag man zunächst wenig Aussichten zumessen, gibt es doch beispielsweise ganz in der Nähe von Berlin den bekannten und beliebten Beelitzer Spargel oder andere Spezialitäten. Und doch ist nicht zu verkennen, dass sich bedeutende Synergieeffekte bei der geschickten Kombination von Erzeugungssparten nutzen lassen. Kompakte Anlagen an städtischen Standorten mit geringen Transportwegen werden damit vorstellbar. Ein Modell gibt es dazu bereits in der ehemaligen Schultheiss-Mälzerei in Berlin-Schöneberg, die sich mittlerweile zu einer interessanten „Location“ entwickelt hat.

Um die Jahreswende hat Daniel Libeskind Architektur und Städtebau sowie die seiner Meinung nach mangelnde Nachhaltigkeit scharf kritisiert. Vieles hat er zutreffend erkannt, beispielsweise die Eintönigkeit der Rasterfassaden an Büro- und Verwaltungsbauten, die am Gebäude des Bundesnachrichtendienstes sozusagen kumuliert. Richtig ist auch, dass bauliche und städtebauliche Lösungen nur bedingt am Computer entstehen können, dass es letztlich um ein dynamisches Gesamtkunstwerk geht, bei dem auch die vielen Beteiligten zusammenzuführen und soweit wie möglich zufriedenzustellen sind. Dass dazu Mut, Innovation und Behutsamkeit zugleich gehören, zeigt die Dimension der Aufgabe. Gegenüber der berechtigten Kritik muss man aber auch die geleistete Arbeit anerkennen: von einer Vielzahl guter innerstädtischer Bauten bis hin zur Erneuerung von peripheren Wohn- und Großwohnsiedlungen.

Architektur, Theater, Museen oder Hochschulen und Universitäten sind eine Basis für die Attraktivität Berlins. Weiter ist es die einmalige Verbindung von Stadt und Landschaft,

die behutsam erhalten und gestaltet werden muss. Das ist auch für den stetig wachsenden Tourismus von ganz entscheidender Bedeutung. Eine günstige Voraussetzung dafür ist die bereits angesprochene Siedlungsstruktur mit einer Fülle kleinerer und größerer Orte samt ihren Zentren rund um die Kernstadt. Diese Orte haben meist bereits eine spezifische Ausprägung, die gegebenenfalls als Entwicklungspotenzial genutzt oder entwickelt werden kann.

Mit Recht ist das „bauliche Durcheinander“ um den Hauptbahnhof angeprangert worden. Das hängt auch damit zusammen, dass es keine klare Vorstellung über die bauliche Entwicklung im Stadtkern gibt. Der Architekt Hans Kollhoff hat eine Gruppe von Hochhäusern am Alexanderplatz vorgeschlagen. Das würde die historisch gewachsene „Mitte“ weiter stärken. Vorstellbar wäre auch ein doppelpoliger Kern, indem das später entstandene Gebiet um den Bahnhof Zoo verstärkt entwickelt wird. Also eine City-West gegenüber der City-Ost sozusagen. Derzeit bahnt sich dagegen mit dem Wohn-, Büro- und Geschäftsviertel „Europa City“ am Hauptbahnhof eine Art Kreis oder Halbkreis mit zentralen Bauten oder Institutionen rund um den Tiergarten an. Das könnte eventuell zu einer Zersplitterung der zentralen Funktionen führen. Gerade hier im Stadtkern ist mehr Klarheit erforderlich. Das „Planwerk Innere Stadt Berlin“ aus dem Jahr 2011, das aus dem vorangegangenen „Planwerk Innenstadt“ hervorgegangen ist, sollte konkretisiert werden.

In der bald zu erwartenden Regierungserklärung werden sicher zahlreiche soziale Aspekte angesprochen, die auch für den Wandel in der wirtschaftlichen Betätigung Bedeutung haben. Gerade in den Städten beziehungsweise in den Metropolen ist eine soziale, ökologische und nachhaltige Marktwirtschaft erforderlich. Dazu sollte man sich immer wieder bekennen. Berlin besitzt über seine architektonischen, kulturellen und wissenschaftlichen Schätze hinaus eine wunderbare Stadtlandschaft, mögen

in ihr auch noch große Aufgaben zu bewältigen sein.

Wenn es unter Vermeidung von Wohn- und Gewerbezersiedlung gelingt, die um den Stadtkern gelegenen kleinen und großen Orte über ihre Zentren zu stärken und die Freiflächen, Wälder und Gewässer zu schützen oder zu verbessern, wird die Attraktivität der Stadt weiter steigen – dann werden von nah und fern nicht nur Arbeit oder Aufenthalt suchende Menschen kommen, sondern auch die bislang vermissten nationalen und internationalen Konzernspitzen mit ihren wirtschaftlichen Effekten sowie den erwünschten finanziellen Auswirkungen auf den städtischen Haushalt. Dann könnte das öfters ausgemalte Bild vom Phoenix aus der Asche Realität für Berlin gewinnen.

Otto-Borst-Preis für Stadterneuerung 2016

Inzwischen hat er sich etabliert, der Otto-Borst-Preis für Stadterneuerung, seit 2006 wird er durch Forum Stadt (bis 2009 Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt) vergeben. Es werden damit herausragende Maßnahmen ausgezeichnet, mit denen durch Erhaltung, Sanierung, Umnutzung und Weiterbau die Entwicklung von lebendigen historischen Städten gefördert wird. Der Name des Preises erinnert an den Historiker Professor Otto Borst, den Gründer der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt.

Insgesamt wurden seither etwa 100 Projekte eingereicht und beurteilt, womit durch Forum Stadt ein repräsentativer Ausschnitt der Ergebnisse der Stadtsanierung abgebildet werden kann. Nach der Rekordbeteiligung 2014 mit 40 Objekten waren es in diesem Jahr 24 Beiträge, über die die von Forum Stadt berufene Jury zu befinden hatte. Dazu gab es nach gründlicher Vorinformation der Mitglieder eine Jursitzung am 21.04.2016 in Esslingen am Neckar.

Nahezu alle eingereichten Maßnahmen wiesen eine hohe Qualität auf, kein Beitrag musste aus formalen Gründen ausgeschieden werden. Dabei reichte die Palette vom urbanen Wohnen in kleineren Städten über die Nutzungsänderung und Sanierung von prägenden historischen Gebäuden und die nutzerspezifische Sanierung und Aufwertung einer Studentenwohnanlage in Berlin bis hin zu einer künstlerischen Lichtinstallation zur Illustration historischen Stadtbezugs. Einen weiteren Schwerpunkt bildeten Maßnahmen zur Aufwertung oder Wiedergewinnung sowie konsequenter Neugestaltung öffentlicher Stadträume.

Eine Sonderstellung nahm der Beitrag der Stadt Schwäbisch Gmünd ein, in dem das übergeordnete Thema Stadtumbau umfassend abgehandelt und realisiert wird. Für die Einordnung

der doch recht unterschiedlichen Beiträge wurden zwei Kategorien gebildet: a) Einzelgebäude mit Stadtbezug, b) Stadträume und Freiflächen. Es wurden drei Preise vergeben sowie vier Anerkennungen.

Der Otto-Borst-Preis für Stadterneuerung 2016 wurde vergeben an:

RavelinV in Saarlouis

Planung HDK Dutt & Kist GmbH

Die Neugestaltung des ehemaligen Schlachthofareals im Kontext zu den baulichen Anlagen der ehemaligen Festung (Ravelin als ein Element des Festungsbaus) bietet nun Chancen für Kultur, Spiel und Erholung in attraktiven Freiräumen. Die Stadt hat es sich geleistet, auf die kommerziell-städtebauliche Verwertung dieser Flächen in gut erschlossener Lage zu verzichten und stattdessen für die Innenstadt wichtige Freiräume zu gestalten. Das Projekt besticht durch seine zurückhaltende und auf geschichtliche Strukturen zurückgreifende Gestaltung; es entstehen dadurch Freiräume von hoher Aufenthaltsqualität mit stadträumlichem Bezug.

Hotel Ameron in der Hamburger Speicherstadt

Planung Winking Froh Architekten BDA

Den „in die Jahre gekommenen“ und nun nicht mehr geliebten Bauten der 1950er Jahre droht leider immer noch oftmals der Abriss. Nicht so in diesem Projekt, bei dem ein Bürobau und ein Speicher (ehemalige Kaffeebörse) zu einem 4-Sterne-Hotel mit Restaurant und Veranstaltungsräumen umgebaut wurde; die Fassaden wurden denkmalgerecht saniert. Mit der Hotelnutzung beider Einheiten, die über eine Brücke



Ravelin V in Saarlouis

oben: Neugestaltetes Schlachthofareal, Gesamtanlage;
Foto: HDK Dutt + Kist GmbH.

rechts: Luftbild des Areals nach der Neugestaltung;
Foto: Christoph Dutt.



cke miteinander verbunden sind sowie mit vor-
bildlichen Sanierungsdetails und angenehm
zurückhaltend gestalteten Ergänzungen im Be-
stand wurde dieses Projekt im Welterbe Ham-
burger Speicherstadt umgesetzt. Hervorzuhe-
ben ist die dabei gezeigte Sensibilität, die für
Denkmäler der Nachkriegszeit sonst leider im-
mer noch nicht selbstverständlich ist.

Hotel Ameron in der Hamburger Speicherstadt

oben links: Ansicht des neuen Hotelbaus mit Restaurant
und Veranstaltungsräumen; Foto: Ulrich Hoppe.

oben rechts: Blick in den großen Veranstaltungsraum;
Foto: Detlev Klose.





Stadtumbau Schwäbisch Gmünd

oben: Der nun zugängliche Mündungsbereich des Josefsbach in die Rems; Foto: *Hanns Joosten*.

links: Historische Stadtmauer entlang des Josefsbachs, Foto: *Stadt Schwäbisch Gmünd*.



Stadtumbau Schwäbisch Gmünd

Einen Sonderpreis gab es für das Gesamtkonzept der Stadt Schwäbisch Gmünd, das die Neustrukturierung der Innenstadt, Platz- und Fußgängerzonengestaltung sowie Park- und Landschaftsgestaltung im Rahmen der Landesgartenschau 2014 zum Inhalt hat. Damit konnten große Teile der Stadt, insbesondere die historische Stadt aufgewertet werden; speziell auch durch die Anlage eines Straßentunnels, der große Teile des Durchgangsverkehrs aufnimmt. Es konnten vernetzte Freiraumbeziehungen geschaffen werden mit unterschiedlichen Erlebnismöglichkeiten, auch durch die Aufwertung des Mündungsbereichs, der der Stadt den Namen gegeben hat.

Anerkennungen erhielten folgende Projekte:**Barrierefreiheit im historischen Stadtkern Warburg***Planung Lohaus und Carl GmbH, Landschaftsarchitekten und Stadtplaner*

In einem Modellprojekt wurde erfolgreich versucht, den öffentlichen Raum barrierefrei zu gestalten und dabei die unterschiedlichen Arten von Mobilitätseinschränkungen angemessen zu berücksichtigen. Die Gesamtlösung erforderte Kompromisse von allen an diesem kooperativen Werkstattverfahren Beteiligten: Stadtrat, Denkmalpfleger, Stadtgestalter und Behindertenverbände.

Umbau und Sanierung der Bauhütte Perlesreut*Markt Perlesreut und Architekturbüro Andreas Schmöller*

Im Ilzer Land besteht eine beispielhafte interkommunale Zusammenarbeit der Landgemeinden. Ein historisches Gebäude in Perlesreut, als Bauhütte bezeichnet, wurde grundhaft saniert, kann nun den unterschiedlichsten Nutzungen dienen und ist zentraler Anlaufpunkt zu den Themen Innenentwicklung und Baukultur. Pädagogisch wertvoll ist dabei der didaktische Ansatz, bestimmte Bauteile bzw. Details als konkretes Anschauungsmaterial aufzubereitet zu haben.

Katholische Propsteikirche St. Trinitatis Leipzig*Planung Schulz und Schulz Architekten*

In einem Wettbewerb der Stadterneuerung mag dieses Projekt zunächst die Frage nach dem Stadtbezug aufwerfen, denn architektonische Leistungen ohne städtebaulichen Kontext waren von der Ausschreibung her ausgeschlossen. Die neue Kirche wurde jedoch aus dem Organismus der Stadt heraus entwickelt und bietet besonders durch den Pfarrhof einladende Offenheit an. Dazu bemerkte Papst Franziskus in seiner Grußbotschaft, dass die Kirche „kein Solitär in fremder Umgebung bleiben“ wird. Mit der Wahl eines im Grunde unwirtschaftlichen brach-

liegenden Grundstücks wurde ein eklatanter städtebaulicher Missstand beseitigt.

Vom Kornspeicher zum Wissenspeicher, Kornhaus Freiberg*BBF Baubüro Freiberg und Stadt Freiberg*

Mit der Stadtbibliothek, die nunmehr einen attraktiven Standort besitzt, wurde gleichzeitig wie selbstverständlich das „Kulturviereck“ der Altstadt geschlossen mit Schloss, Dom und Konzerthalle Nikolaikirche/Theater. Die Besucherzahlen der Bibliothek sind seither sprunghaft angestiegen. Das Kornhaus aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts wurde als letztes kommunales Gebäude in der Altstadt grundlegend saniert. Dabei galt es, die eindrucksvollen Holzkonstruktionen, die im 19. Jahrhundert in ihrer Statik grundsätzlich verändert worden waren zu erhalten. Dies wurde durch die Implementierung von zusätzlichen Stahlbetonbauteilen erreicht, die sich unauffällig in das Gesamtkonzept einfügen.

Auf weitere interessante Projekte, die im Wettbewerb waren, soll hier zumindest hingewiesen werden: Urban Wohnen in Neugablonz (*03 Architekten GmbH, München*), Energetische Sanierung Spital Blaubeuren (*Architekturbüro Gebhardt*), Studentenwohnanlage Siegmunds Hof Berlin (*die Baupiloten BDA*), Wohnbebauung Lahr (*florian kriegler architektur und städtebau*), Wohnbebauung Pfeifergässle (*KLE Architekten Einseln Kern*), MIK Museum Information Kunst Ludwigsburg (*Lederer Ragnarsdottir Oei*), Draeger Empfangsgebäude Lübeck (*Max Dudler*), Amtshaus Hüsten (*Raffaella Hoffmann und Stadt Arnsberg*), Dielengraben und Schlagden (*Hann. Münden*).

Alle diese realisierten Projekte haben eines gemeinsam: Es geht nicht um den schönen Schein, Stadtsanierung ist nicht Selbstzweck, sondern unter dem Motto „Altes bewahren – Neues gestalten“ geht es um die Weiterentwicklung unserer Städte – mit den Bürgern und für die Bürger. Dazu dienen unter anderem auch solche Wettbewerbe, zum Vergleichen, zum Abwägen und zur eigenen Qualifikation.

Besprechungen

PETER SCHWARZ, *Das tausendjährige Leipzig, Leipzig: Pro Leipzig e.V 2014/ 2015, 3 Bände, zahlr. Abb., 499, 608, 584 S., je € 29,-.*

ENNO BÜNZ (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reformation, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2015, 288 Abb., 31 Karten, 1055 S., € 49,-*

Stadtbildungen oder Stadtgeburtstage sind nicht nur geeignet, die Stadtentwicklung voranzubringen oder zu beschleunigen, dass sich finanzielle Ressourcen, Arbeitskräfte und Medieninteresse darauf fokussieren, auch die Stadtforschung wird dadurch gefördert. Natürlich freut sich jeder Stadtmanager, wenn er seit Langem ersehnte Projekte endlich mit ausreichenden finanziellen Mitteln realisieren kann, ebenso der Wissenschaftler, dem für seine Arbeit Drittmittel zufließen.

Leipzig hatte das „Glück“, in relativ kurzer Zeit zweimal feiern zu können: 1965 ein Jubiläum zur Verleihung des Stadtrechts vor 800 Jahren (wie man schon damals wusste: nicht ganz gesichert; der Stadtbrief von 1156/1170 war formal eine Fälschung; ausführlich dazu: Schwarz, Bd.1, S. 35 ff., und Bünz, S. 127 ff.), ein zweites zur urkundlichen Ersterwähnung als „urbe Libzi“ 1015 in der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg. Für die städtischen Eventmacher war das – historisch natürlich nicht ganz korrekt – die „Jahrtausendfeier“ schlechthin. Zwischen Stadtrechtsverleihung und Erstnennung wurde dabei kaum noch unterschieden. Was allein zählte, waren „1000 Jahre Leipzig“!

Kabarettisten erklärten die rasche Folge der „Geburtstage“ mit der rasanten Entwicklung der Stadt in den letzten Jahren. Neben-

effekt ist das nahezu zeitgleiche Erscheinen von zwei umfangreichen, mehrbändigen Veröffentlichungen mit dem gleichen Thema, der Geschichte des „tausendjährigen“ Leipzig.

So verschieden beide Werke auch sind, verdienen sie gleichermaßen Beachtung. Das Werk von Peter Schwarz, Rechtsanwalt und in der Immobilienbranche tätig, umfasst drei Bände: von den Anfängen bis zum Ende des Ancien Regime am Ende des 18. Jahrhunderts, das 19. und schließlich das 20. Jahrhundert. Es besticht vor allem durch seine unglaubliche Fülle an Details, die Zusammenhänge und Strukturen aber nicht immer erkennen lassen. Das Buch wendet sich vor allem an Laien, was die etwas reißerischen Überschriften mehrerer Kapitel erklären mag: Unter der Überschrift „Stadtluft macht frei“ werden beispielsweise auch die Klostergründungen behandelt. Die Illustration erfolgt teilweise mit volkstümlichen, nicht zeitgenössischen Motiven, die Geschichte aus einer anderen, späteren Perspektive anschaulich zu machen suchen. Hilfreich wäre sicher auch ein Personen- und Ortsverzeichnis gewesen, um dem Leser zu helfen, gezielt Informationen über einzelne Personen, Lokalitäten oder Sachverhalte zu suchen.

Weiter gespannt ist der Anspruch einer von der Stadt Leipzig gebildeten Projektgruppe mit Wissenschaftlern der Universität, der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, des Stadtarchivs und des Stadtgeschichtlichen Museums, die Geschichte der Stadt in ihrer Komplexität und Vielfalt einzelner Aspekte darzustellen. War Schwarz ganz allein auf sich gestellt, bringt das Zusammenwirken renommierter Wissenschaftler mit einer Vielzahl anderer Verpflichtungen und personeller Probleme oder die Berücksichtigung neuer archäologischer Erkenntnisse nicht selten Verzögerungen bei Erstellung der Manuskripte und Heraus-



gabe der Schriften. Von den vier für 2014-2015 geplanten Bänden ist deshalb auch bisher nur der erste, von Enno Bünz (Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte der Uni Leipzig), unterstützt durch Uwe John (Historiker und Wissenschaftsredakteur) herausgegebene erschienen. Die drei Folgebände (Bd. 2: Von der Reformation bis zum Wiener Kongress, Bd. 3: Vom Wiener Kongress bis zum Ersten Weltkrieg, Bd. 4: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart), jeweils von anderen Herausgebern verantwortet, stehen noch aus.

Der erste Band von den Anfängen bis zur Reformation wird eingeleitet durch einen Blick auf die Leipziger Geschichtsschreibung, wobei sicher zu Recht auf die inhaltliche Verengung während der DDR-Zeit auf wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Themen hingewiesen wird. Diese Themen interessierten aber nicht nur die Historiker der DDR, sondern auch die der Nachkriegszeit allgemein. Hinzuweisen ist nur auf die sehr einflussreiche Annalisten-Schule. Dass Karl Czok (1926-1913) und der Nestor der sächsischen Landesgeschichtsschreibung, Karlheinz Blaschke, gleichwohl Schriften mit den Parteifunktionären sicher wenig interessierenden Themen veröffentlichen konnten (Czok: „Das alte Leipzig“, 1978; „Vorstädte“, 1979; Blaschke: „Nikolaipatrozinium“, 1967 und

„Sachsen im Zeitalter der Reformation“, 1970), belegt, dass auch die Zeit von 1949-1989 jenseits ideologischen Tunnelblicks Wesentliches zur Stadtforschung beigetragen hat. Bünz beklagt insbesondere das damalige, durch die Ideologie der Machthabenden geprägte mangelnde Interesse an Aspekten wie Kirche und Frömmigkeit (S. 24 ff.). Aber das weiß jeder: Geschichte wird immer aus dem Blickwinkel der jeweiligen Zeit geschrieben wird – das war im 19. wie im 20. Jahrhundert so, wenn auch von unterschiedlichem Standpunkt: „Die Gegenwart schafft sich das historische Erbe, das sie benötigt“. (Graham/Ashwort/ Tunbridge, *A Geography Heritage*, 2000). Ist das in dem hier besprochenen Buch anders?

Die Aufsätze mehrerer beteiligter Autoren, darunter auch Bünz selbst, folgen chronologisch den Stadtentwicklungsphasen und behandeln einzelne Aspekte von den naturräumlichen Grundlagen bis zur Aufhebung der Klöster in vorbildlicher quellengestützten Weise. Anders als bei Schwarz wird die Entwicklung einzelner Aspekte wie Armut und Armenfürsorge (Bünz, S. 397 ff.) oder Leipziger Stadtsprache (Hans Ulrich Schmidt, S. 586 ff.) behandelt. Hervorzuheben, da in anderen Schriften häufig vernachlässigt, ist die ausführliche Beschäftigung mit den Beziehungen von Stadt und Land, gilt doch in

der älteren Literatur noch immer der rechtliche, wirtschaftliche und physische Gegensatz von Stadt und Land als eine Grundvoraussetzung städtischen Lebens. Tatsächlich waren beide, Stadt und Land, eng verflochten; einige Dörfer waren ganz oder teilweise im Besitz der Stadt. (Umfangreiche Aufsätze von Markus Cottin, S. 156 ff. und 685 ff.; von Bünz stammt die Darstellung der Vorstädte mit rechtlich minderem Status, S. 424 ff.) Sogenannte „Schlaglichter“, grafisch besonders hervorgehoben, vertiefen einzelne Sachverhalte, die für den Leser besonders interessant sein dürften wie das älteste Stadtsiegel, die Prostitution oder das Connewitzer Kreuz (Bünz, S. 143, 405 bzw. 432) u.a. Dass die Entdeckung der ältesten Stadtansicht von 1537 als „vor wenigen Jahren“ bezeichnet wird, ist sicher der Zeitperspektive eines Mediävisten zuzurechnen, denn die Veröffentlichung erfolgte schon vor 15 Jahren!

Es darf aber auch die Frage erlaubt sein, wozu Stadtgeschichtsschreibung dient? Ist es „nur“ die Vermittlung von sicher interessantem Wissen und die Erkenntnis, wie unsere Gegenwart geworden ist, was sicher schon viel wäre. Oder kann sie auch dazu beitragen, Fragen beispielsweise zu Segregation, Nutzungsmischung oder städtebaulicher Dichte (wichtige Themen des aktuellen urbanistischen Diskurs) zu reflektieren, die im Zusammenhang mit dem neuen oder alten Leitbild der „Europäischen Stadt“ eine Rolle spielen. Hierzu enthält das Buch nur wenig Erhellendes: Im Abschnitt „Sozialtopographie“ (Bünz, S. 280) erfährt der Leser einiges über die Vermögensverhältnisse und den Wohnort der Reichen am Markt und in den auf diesen führenden Straßen. Aber wo haben die Ärmeren gewohnt, wo die Handwerker? Man kann sich in anderen Texten ein paar weitere Hinweise erschließen, aber dort gibt es auch nicht viel mehr; einiges davon ist nicht konzise oder gar widersprüchlich. Wenn Steinführer schreibt „Je weiter ein Haus von den Toren, den Hauptstraßen und dem Markt entfernt lag, umso mehr sank sein Wert“ (S. 361 f.), stellt sich Frage, wieso einer der 16 reichsten Bürger, Balthasar Schulz, in der Ritterstraße, d.h. etwas

abgelegen am Nordostrand der Stadt gelebt hat? Auch Adelige hatten dort Grundstücke, rechtlich dem Stadtrat nicht unterworfenen sog. „Freihäuser“. Diese und landesherrliche Beamte werden jedoch von Jens Kunze in der Burgstraße hinter der Burg (gemeint ist die Pleißenburg) lokalisiert (Kunze, S. 410, Anm. 413, S. 870).

Wenn man weiß, dass historische Straßennamen auf besondere Charakteristika hinweisen, liegt es nahe, auch dort Anwesen von Adligen zu vermuten. Dieses wird bestätigt durch Bünz mit dem Hinweis auf das Vorhandensein eines befestigten Hofes, der das Amt der Stadtvögte ausübenden Herren von Schkeuditz an der Kreuzung Brühl/Ritterstraße (anderenorts auch als Burg bezeichnet) stützt, auf den in dem Buch aber trotz seiner Bedeutung als Herrschaftssitz nicht näher eingegangen wird (Bünz, S. 153).

Auch über die Ansiedlung von Juden gibt es wenig Konkretes. Es gab wohl keine voll ausgebildete Gemeinde (Kehillah), worauf das Fehlen eines Friedhofes hinweist. Nachweislich lebten aber auch reiche Juden in der Stadt, bekannt sind Verfolgungen und Pogrome in Folge von Pestepidemien in der Mitte des 14. Jahrhunderts, ebenso eine Synagoge oder Judenschule. In einem Dokument von 1335 wird ein Tor als „Judenburg“ genannt. Demnach hätten die Juden (auch die Wohlhabenden?) bis 1441 nahe der Barfüßermühle – d.h. außerhalb der schützenden Mauern – gelebt (Maier Lämmerhirt, S. 416 ff. und 766, vgl. auch die Karte 30 – Stadtgrundriss 1500, S. 636 ff.). Mit Blick auf die Karten 10 und 30 wäre es wohl auch richtiger, die Lage nicht als „vor dem Ranstädter Tor“, sondern „vor Barfüßertor oder -pforte“ zu bezeichnen. Es wäre ein qualitativer Unterschied insofern, dass die Quartiere von Geldhandel tätigen Juden häufig in der Nähe von Marktplätzen oder Hauptdurchgangsstraßen bzw. Stadttoren, also an Orten mit hoher verkehrlicher Bedeutung, und/oder in der Nähe von Herrschaftssitzen zu finden waren. (Vgl. u.a. Cord Meckseper: *Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Stadt*, 1982, S. 255.) In Leipzig also: die Ansiedlung in einer verkehrlich und topografisch wenig günstigen Lage außerhalb

der Mauern und damit schutzlos sowie vermutlich hochwassergefährdet. Auch von einer Judengasse ist die Rede, ohne diese jedoch lokalisieren zu können. Ein Desiderat der Forschung!

Völlige Fehlanzeige schließlich beim Thema „Parzellenstruktur“ als einer der wichtigsten primären und begehbaren Quellen der Stadtentwicklungsgeschichte überhaupt: Geburtsurkunde und Lebenslauf zugleich! Steinführer bezieht sich beim Stadtgrundriss allein auf die Straßen, nicht aber auf die durch diese eingeschlossenen Baublöcke mit ihren Parzellen, deren Größe, Form und Zuschnitt wichtige Rückschlüsse auf die soziale und ökonomische Situation der Stadtentwicklung zulassen (Steinführer, S. 360). Zum Thema der kommunalen Bauordnung findet der Rezensent allein einen Hinweis auf eine Feuerordnung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, also einer Zeit, da andere Städte längst umfangreiche Regelwerke hatten (Steinführer, S. 366).

Die Texte sind durchgehend flüssig geschrieben, leicht lesbar und – das ist bei einer Veröffentlichung dieser Art zu erwarten – quellenmäßig bestens belegt. Die Anmerkungen umfassen nicht weniger als 150 Seiten, das Quellen- und Literaturverzeichnis 170 Seiten. Wie in dem Buch von Schwarz werden einige Texte allerdings auch mit Bildern illustriert, die nicht aus der jeweiligen Zeit stammen und die Ereignisse wie die Gründung der Burg Meißen durch König Heinrich I. oder die Leipziger Disputation aus neuzeitlicher Sicht interpretieren (S. 81 das Ereignis im Stile des Historismus heroisierend und S. 652 kinderbuchartig verniedlichend).

Beide außerordentlich verdienstvolle Bücher leisten wesentliche, ganz hervorragende, wertvolle Beiträge über die Leipziger Stadtgeschichte. Das zweite wird sich wohl auf Dauer – wenn alle Bände erschienen sein sollten – als Standardwerk behaupten. Beide bieten dem Leser die Möglichkeit, das Gehäuse Stadt wie eine „Muschel an das Ohr zu halten“ und den „Lärm des alten Lebens [zu] vernehmen, das einst mit tätiger Überzeugung und feierlichem Vorsatz in diesen Mauern gelebt worden war.“ (Lewis

Mumford: Die Stadt; Geschichte und Ausblick, 1979, Bd. 1, S. 400.) Vielleicht findet sich demnächst in irgendeinem Archiv noch ein Dokument, das eine neue Jubelfeier – vielleicht: 1200 Jahre Leipzig? – auslöst, zur Freude der Stadtmanager und als Anlass für eine Neuauflage.

Dieter-J. Mehlhorn, Kiel

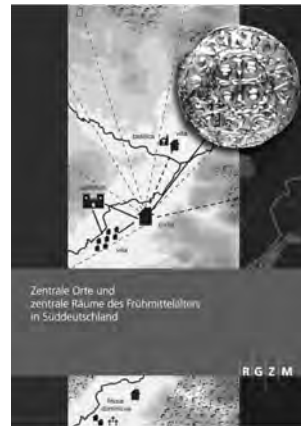
PETER ETTTEL/LUKAS WERTHER (Hrsg.), *Zentrale Orte und zentrale Räume des Frühmittelalters in Süddeutschland* (Römisch-Germanisches Zentralmuseum Tagungen, Bd. 18), Mainz: Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 2013, 79 Pläne, Skizzen und Karten, 78 s/w-Abb. 98 Farbbabb., 416 S., € 55,-.

Der vorliegende Band baut auf die im Oktober 2011 in Bad Neustadt an der Saale abgehaltene Tagung unter demselben Thema auf, die eine Bilanz des Forschungsstandes zog. Der Sammelband zeigt mit seinen 21 Studien einen Querschnitt durch die Erforschung frühmittelalterlicher Zentren und Siedlungsstrukturen vor allem im bayerisch-ostfränkischen Raum und seinen Nachbarregionen. Im Zeitraum zwischen Spätantike und beginnendem Hochmittelalter untersuchen die Beiträge überregional bedeutsame Zentren der obersten Hierarchieebene wie Pfalzen und Bischofssitze bis hin zu Zentren der ländlichen Gesellschaft wie Mühlen oder Pfarrkirchen. Der Schwerpunkt des Bandes liegt dabei in der karolingisch-ottonischen Zeit.

Die Referenten haben ihren Beiträgen vier Problemfelder zu Grunde gelegt. Es handelt sich dabei 1. um die Frage der Zentralität aus den unterschiedlichen Perspektiven mit den jeweiligen theoretischen Grundlagen und Hintergründen, 2. um die methodischen Probleme wie die Abgrenzung von Zentren und Peripherie, die Wahl des Bezugsrahmens, Lokalisierungs- und Datierungsunsicherheiten sowie die Bedeutung der vorliegenden Quellen,

3. die Fragen von Entstehung, Niedergang und strukturellem Wandel von Zentren in diachroner Betrachtung unter Einbeziehung der jeweiligen Veränderung und 4. die Frage nach der räumlichen Verteilung zentraler Funktionen und dem Vorhandensein zentraler Räume.

Peter Ettel leitet den Band mit einem Forschungsüberblick über „Zentralorte und Zentralräume des Frühmittelalters in Süddeutschland“ ein. Andreas Dix stellt die Frage nach den grundsätzlichen Faktoren, die eine Siedlung wachsen lassen. Dabei wird die von Walter Christaller 1933 formulierte Theorie der Zentralen Orte neuerlich diskutiert. Vor allem die Frage nach den historischen Indikatoren für die Zentralität eines Ortes wird näher untersucht. In die Diskussion werden auch Epochen einbezogen, für die nur archäologische Funde und Befunde vorliegen. Petra Wolters stellt die Veitsburg als möglichen Mittelpunkt eines Zentralraumes im karolingisch-ottonischen Pfälzenkomplex Salz vor. Caspar Ehlers und Bernd Paffgen stellen die Pfälzenforschung im heutigen Bayern in den Mittelpunkt ihres Beitrages. Dabei werden die Pfalzorte und Königshöfe Bayerns als mittelalterliche Königslandschaft näher betrachtet. Neben den durch schriftliche Quellen gesicherten Orten werden auch solche Orte betrachtet, die nur archäologisch nachzuweisen sind. Lukas Werther stellt den Königsgutkomplex Salz und das Neustädter Becken als frühmittelalterlichen Zentralraum vor. Christoph Zielhofer und Eva Leitholdt widmen sich der zeitlichen Rekonstruktion der mittelalterlichen Weiherphasen im zentralen Grabenbereich der Fossa Carolina. Markus C. Blaich behandelt die Pfalz Werla als Zentralort des 10./11. Jahrhunderts im Nordharzvorland. Die Entwicklung der Pfalz wird dabei zu einer grundlegenden Basis der ottonischen Königsmacht. Thomas Liebert zeigt im Siedlungskomplex Großhöbing Mühlen und Bootsländer als Einrichtungen ländlicher Zentralorte. Thomas Kohl ergänzt diese Darstellung durch die Untersuchungen von villae publicae und den Taufkirchen als ländliche Zentren in Süddeutschland. Heidi Pantermehl legt die



Modelle der Zentralortforschung in Mittelgebirgszonen an das Beispiel des Pfälzer Waldes an. Helga Sedlmayer stellt die Transformationen von Zentrum und Peripherie am Beispiel des römischen Favianis zur mittelalterlichen civitas Mutarensis (Mautern) vor. Jan Mařík geht in seinem Beitrag der Entwicklung von Zentralorten zu Herrschaftsdomänen auf die Siedlungsentwicklung einer Mikroregion von ca. 135 km² an der mittleren Elbe ein. Jiří Macháček behandelt die großmährischen Zentralorte an der östlichen Peripherie des Fränkischen Reiches. Gerhard Walter, Niklot Krohn und Sybille Jahn geben einen Vorbericht über die Grabungen auf dem Frauenberg bei Sondershausen (Kyffhäuserkreis). Hier konnte erstmals der archäologische Nachweis einer zentralörtlichen Entwicklung in der späten Merowingerzeit erbracht werden. Heinrich Wagner widmet sich dem Tal der fränkischen Saale als Zentralraum im Frühmittelalter, wobei er die Schenkungen an die Klöster Echternach und Weißenburg näher betrachtet. Während der Weißenburger Besitz im 10. Jahrhundert in weltliche Hände gelangte, vertauschte Echternach seinen Besitz an Fulda, das sich dadurch die Grundlagen für sein späteres Amt Hammelburg schuf. Mathias Hensch behandelt die Struktur herrschaftlicher Kernräume zwischen Regensburg und Forchheim zwischen dem 8. und frühen 11. Jahrhundert. Der Beitrag verdeutlicht die Entwicklung der Herrschaft im fränkisch-bayerischen Grenz-

raum und bindet diese in den größeren historischen Rahmen ein. Christian Later stellt ein lokales Zentrum am Beispiel der curtis, cella und Propstei Solnhofen im Altmühltal vor.

Thorsten Sonnemann behandelt die frühmittelalterliche Bürauburg und das Fritzlar-Wabener-Becken im Hinblick auf die aktuellen Untersuchungen zur Zentralort-Umfeld-Problematik. Neben der Gegenüberstellung der archäologischen Funde der spärlichen Quellen wurde versucht, die Siedlungsgeschichte des Umfeldes der Bürauburg im Fritzlar-Wabener-Becken im frühen Mittelalter vom 6.-10. Jahrhundert zu rekonstruieren. Dabei lässt sich der im Forschungsstand postulierte intensive Siedlungsausbau archäologisch nicht nachweisen, doch dürfte die Bürauburg nach den Funden eine zentrale Stellung in ihrem Umfeld eingenommen haben.

Eike H. Michl analysiert den Kapellberg östlich der heutigen Stadt Gerolzhofen bei Schweinfurt als bislang unbekannten Zentralort des 8.-14. Jahrhunderts. Aus einem karolingischen Königshof wurde eine Burganlage des 10. Jahrhunderts mit einem mächtigen Steinbau und zuletzt einem Verwaltungssitz der Bischöfe von Würzburg. Ralf Obst behandelt den Zentralort Karlburg am Main in seinem früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsraum. Dabei ist die Karolingerzeit besser nachzuweisen als die späteren Zeiträume. Die Grabungen haben einen guten Überblick über die Siedlungsentwicklung ergeben. Michael Herdick stellt Überlegungen zur Interpretation wirtschaftsarchäologischer Quellen frühmittelalterlicher Herrschaftssitze an. Dabei wird deutlich, wie die heutigen Archäologen durch ihre Sozialisierung in einer Industriegesellschaft in ihren Deutungen der handwerklich-gewerblichen Funde und Befunde aus dem Bereich mittelalterlicher Herrschaftssitze beeinflusst werden.

Der vorliegende Band gibt ein hervorragendes Bild der präurbanen Entwicklung zentraler Orte und Räume aufgrund der Ausgrabungen. Es wird dabei deutlich, welche Ergebnisse die Archäologie in den letzten Jahrzehnten gerade

für die Erforschung der frühmittelalterlichen Geschichte vorgelegt hat. Es überrascht daher, dass die Politik in Ländern und Kommunen noch immer mehr als zögerlich ist, Studiengrabungen zur frühmittelalterlichen Geschichte intensiv zu fördern. Notgrabungen unter dem Druck von Baumaßnahmen sind noch immer die Regel.

Der vorliegende Band ist ein Meilenstein im Aufzeigen der zentralörtlichen Entwicklungen der präurbanen Zeit. Die Historiker müssen die Ergebnisse dieser Forschungen für die Fragen der Stadtentwicklung überprüfen. Der vorliegende Band muss auch die archäologischen bzw. historischen Forscher animieren, in anderen Regionen des Ostfränkischen Reiches die Entwicklungen zu überprüfen. Besonders interessant wären dabei Untersuchungen in den Räumen, die bereits in römischer Zeit zentrale Bedeutung gewonnen haben. Der Band, der sich mit zentralen Orten und zentralen Räumen befasst, hat auch eine zentrale Bedeutung für die Grundlagen zur Stadtentwicklung des Hochmittelalters.

Immo Eberl, Ellwangen

MARTIN KLUGER, *Augsburgs historische Wasserwirtschaft. Der Weg zum UNESCO-Welterbe. Wasserbau und Wasserkraft, Trinkwasser und Brunnenkunst in Augsburg um 1400-1921, Augsburg: context verlag 2015, zahlr. Abb., 432 S., € 39,90.*

Nein, dieser opulente Band gehört nicht in die Sparte „Regionales“, sondern in die erste Reihe der Literatur über die Zusammenhänge von Stadtentwicklung und technischer Infrastruktur. Gut erforscht ist die Wasserversorgung in römischen Städten. Dabei wurden auch Wasserräder und archimedische Schrauben zur Hebung des Wassers verwendet. Nach Köln wurde das Trinkwasser über weite Strecken aus der Nordeifel gebracht, nach Augsburg über das

Lechfeld. Bekannt sind aus dem Mittelalter die Förderung von Wasser aus Brunnen und die Verteilung des Wassers über eigens angelegte Rinnen- oder Röhrensysteme, was ein hohes Maß an Fertigkeiten und Kenntnissen der Hydrotechnik und Vermessungskunde erforderte, denn Wasser fließt bekanntlich stets nach unten. Die Gestaltung des Stadtgrundrisses, d.h. Trassierung der Straßen und Gräben oder Gruben, musste demzufolge darauf Bedacht nehmen.

Allgemein bekannt sind die sog. „Bächle“ in Freiburg i.Br., durch die ursprünglich zeitlich versetzt nicht nur das Trinkwasser, sondern auch die Abwässer flossen. Im späten Mittelalter reichten diese einfachen Systeme nicht mehr aus, die wachsenden Städte ausreichend mit Wasser zu versorgen. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts setzte deshalb in mehreren Städten die Entwicklung von „Wasserkünsten“ ein, worunter man ein technisches System zur Förderung, Hebung und Leitung von Wasser versteht, um auch höher gelegene Stadtteile zu versorgen. Eines dieser hochkomplexen Systeme ist in Augsburg in großen Teilen erhalten, bei dem über den sog. Hochablass, ein Stauwehr der Lech, das Wasser in ein weit verzweigtes Kanalnetz geleitet wurde. Bereits um 1412 entstand wohl der erste Wasserturm, um die auf einer Hochterrasse gelegene Oberstadt zu versorgen. Die Augsburger Wasserkunst dürfte Vorbild für ähnliche Systeme in anderen europäischen Städten gewesen sein, was Ausgangspunkt für den Antrag an die UNESCO war, die Wasserkunst in die Welterbe-Liste aufzunehmen.

Der Band vermittelt ein breites Panorama aller historischen, technischen und künstlerischen Aspekte der Wasserkunst von den topografischen und hydrologischen Voraussetzungen, über allgemeine Aspekte der Wasserkraft bis zu solchen des Trinkwassers und der Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Besonders ausführlich wird die künstlerische Gestaltung der Baulichkeiten, d.h. der Wassertürme u.a. durch den Augsburger Ratsbaumeister Elias Holl, einem der wichtigsten Vertreter der Renaissance-Architektur in Deutschland, behandelt. Dazu



gehören aber auch die öffentlichen, repräsentativ gestalteten Monumentalbrunnen in der Maximilianstraße aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, für die so bekannte Bildhauer wie Adrian de Vries verpflichtet wurden, und die zeigen, welch große Bedeutung das Wassersystem für die Stadt und ihre Bürger hatte. Die Wasserkunst und die entlang den Lechkanälen angesiedelten Handwerksbetriebe bildeten die Grundlagen für eine rasante industrielle Entwicklung im 19. Jahrhundert. Neue Erfindungen und Techniken machten schließlich die historische Wasserkunst überflüssig. Dennoch ist vieles erhalten, darunter sind auch umfangreiche Archivalien und hydrotechnische Modelle. Die bestehenden Anlagen stehen unter Denkmalschutz und werden sorgfältig restauriert.

Insgesamt bietet das Buch durch kluge, gut fundierte, allerdings nicht immer übersichtlich sortierte Texte und eine große Fülle historischer und aktueller Abbildungen einen guten Einblick in ein Thema, das auch anderenorts mehr Aufmerksamkeit verdiente. Dass das Buch im Zusammenhang mit der Bewerbung um die Eintragung in die Welterbe-Liste der UNESCO entstanden ist, hat wohl nicht nur die lange Liste von Sponsoren und Förderern generiert, sondern auch den vergleichsweise moderaten Preis des Buches.

Dieter-J. Mehlhorn, Kiel

HARALD STÜHLINGER, *Der Wettbewerb zur Wiener Ringstraße. Entstehung, Projekte, Auswirkungen*, Basel: Birkhäuser 2015, 396 S., € 64,95.

„Es gibt nicht leicht etwas, das mehr im Interesse der Künstler und wirksamer für den wahren Fortschritt der Kunst zu sein scheint, als die Konkurse. Und doch, wenn man wenige Glücksfälle ausnimmt, wann hat man von einem Konkurse gehört, der nicht den Erwartungen, die man davon hegen dürfte, widersprochen hätte?“

(Allgemeine Bauzeitung, 1843)

Forschen heißt manchmal auch, bereits bekannt geglaubte Themen wieder neu aufzurollen – mit erstaunlichem Erfolg, wie „Der Wettbewerb zur Wiener Ringstraße“ von Harald Stühlinger zeigt. Der Arbeit liegt eine umfangreiche Archivrecherche zugrunde, denn die Ergebnisse des Wiener Ringstraßenwettbewerbs sind heute weit verstreut.

Anders als Renate Wagner-Rieger in ihrer mehrbändigen Arbeit aus den 1970er und 1980er Jahren, die sich mit der Entstehung und Weiterentwicklung des Rings beschäftigte, kehrt Stühlinger zu den Ursprüngen der Planung zurück: zum 1858 von Kaiser Franz Joseph I. ausgelobten Wettbewerb. Wer die umfangreiche Publikation aufmerksam studiert, erfährt so nicht nur etwas über die spezifisch für Wien gefundenen Lösungen, sondern ganz allgemein etwas zur Entwicklung des Wettbewerbswesens im Städtebau. Der Wiener Wettbewerb darf für sich in Anspruch nehmen, diesem heute unverzichtbaren Planungsinstrument eine gewaltige Geburtshilfe geleistet zu haben, wie überhaupt Österreich zu den Motoren der Methodenentwicklung gezählt werden kann: Der Leser erfährt z. B., dass dort 1849 das erste deutschsprachige Wettbewerbsgesetz verabschiedet wurde. Dabei waren die Vorbehalte gegenüber Wettbewerben in der Anfangszeit nicht unerheblich. Ein unbekannter Autor schrieb hinsichtlich des Wettbewerbs zum Neubau des Hamburger Rathauses 1854: „Konkurrenzen sind entschieden ein Unwesen; durch dieselben ist noch nie etwas Ersprießliches zu Stande gekommen.“ Diese Vorbehalte scheinen nicht durchweg unberech-



tigt gewesen zu sein, wenn man beispielsweise die fragwürdige Beteiligung späterer Wettbewerbsteilnehmer an den zahlreichen vorbereitenden Sitzungen zum Ringstraßenwettbewerb ansieht. Man kann dies aber auch als Kinderkrankheiten eines noch nicht ausgereiften Prozesses begreifen. Wer sich die lohnenswerte Mühe macht, die – mit Anhang – knapp 400 Seiten zu lesen, wird erstaunt sein von der großen Aktualität der Auslobung und der Entwürfe sowie den zahlreichen Parallelen zu heutigen Herausforderungen und Denkweisen in der Stadtentwicklung; exemplarisch deutlich in den von den Teilnehmern geforderten „Vorschläge[n] über die successive Durchführung des Grundplanes“ (S. 79). Diese Forderung offenbart eine sehr kluge und letztlich erfolgreiche Strategie, die keinen definierten Endpunkt zum Ziel der Masterplanung macht, sondern eine schrittweise und modulare Realisierung.

Die Modernität der Planungsansätze wird vom Autor auch in der Darstellung der Wettbewerbsbeiträge sehr schön herausgearbeitet. Die Entwürfe werden höchst detailliert analysiert und der Leser begreift schnell, dass es beim Wiener Wettbewerb nicht nur um die Realisierung einer inneren Stadterweiterung, sondern vielmehr um die durchgreifende Modernisierung einer wachsenden europäischen Metropole im Industriezeitalter ging. So denkt Friedrich Stache, einer der ersten Preisträger, die

Erschließung der Stadt mit einem neuen Omnibusnetz mit, außerdem ein stadtweites System von Markthallen. Bei Ludwig Zettl finden sich Überlegungen zur stadtweiten Frischwasserversorgung und Abwasserbeseitigung. Zur Sprache kommt außerdem die damals virulente Frage nach der Stadthygiene: zeitgleich zum Wettbewerb wurden in Wien weitgehende Überlegungen zur Donau- und Wienflussregulierung angestellt. Während derlei Überlegungen für die heutige Stadtentwicklung im Zeichen der Anpassung technischer Systeme an Klimaerfordernisse wieder wichtiger werden, gab es mit Wohnungsknappheit und Verkehrskollaps Herausforderungen, die noch heute zu Dauerbrennern der Stadtentwicklung zählen.

Aufschlussreich ist die detaillierte Darstellung der Verflechtung von Stadtentwicklung und Presse. In diesem Punkt war die gesamte Wettbewerbsdurchführung ein Meisterstück gezielter Medienarbeit. Dies zeigt sich u.a. in der Durchführung einer Ausstellung der Wettbewerbsergebnisse im Oktober 1858 und in der Vergabe von Freikarten für Journalisten. Diese von Stühlinger exzellent herausgearbeitete Passage zur gezielten Pressearbeit deutet auf eine ungewöhnlich frühe Professionalisierung der Stadtentwicklungspolitik hin und beleuchtet exemplarisch, inwiefern wir im 19. Jahrhundert Hinweise auf den heutigen Medieneinsatz und Beteiligungsformen sehen können.

Erhellend und unterhaltsam zugleich ist das Kapitel über die mediale Vermittlung der Wettbewerbsergebnisse, das Anspruch und Wirklichkeit einer sich neutral gebenden Presse zeigt. So schreibt Rudolf Eitelberger in der Wiener Zeitung 1859: „Wir bemerken gleich im Voraus, um Mißdeutungen vorzubeugen, daß wir nicht kritisieren, sondern nur beschreiben [...]“, um in derselben Ausgabe den Entwurf von Siccardsburg und van der Nüll folgendermaßen einzuleiten: „Die Architekten des vorliegenden Planes, die jedenfalls einen nicht gewöhnlichen Sinn für künstlerische Disposition des Raumes an den Tag legten, haben mit ihrem Projekte einen interessanten und lehrreichen Beitrag [...] geliefert.“ (S. 284). Und Theophil Hansen leis-

tete sich sogar die publizistische Chuzpe, über einen Beitrag in der „Presse“ im April 1859 einen eigenen Entwurf zur Diskussion zu stellen, obwohl er gar nicht am Wettbewerb teilgenommen hatte. Vielleicht ist aber auch das auf heutige Verhältnisse übertragbar: Dreistigkeit zahlt sich aus: Hansen war später an der Ausarbeitung des gemeinsamen Grundplans beteiligt.

Besonders gut gelingt Stühlinger auch die Darstellung, wie das Ringstraßenprojekt durch die Publizistik in den Dienst einer Gesamterneuerung der Stadt und des Landes genommen wird. Noch einmal lassen sich erstaunliche Parallelen zur politischen Instrumentalisierung heutiger Stadtentwicklungsprojekte erkennen. Die schön herausgearbeiteten Verlautbarungen zu „Neu-Wien“ oder sogar zum „Neuen Österreich“ seit den 1850er Jahren wecken Assoziationen mit den marketing-strategischen Labels des „neuen Berlin“ in einer „Berliner Republik“ in den 1990er Jahren.

Der Abstecher in die Semiotik eröffnet eine interessante Perspektive auf das Thema, basiert aber auf einer nicht ganz nachvollziehbaren These einer weitgehenden Begriffslosigkeit im stadtplanerischen Feld um 1860 und einer erst später sich verfestigenden eindeutigen Terminologie. Die vorgestellten Begrifflichkeiten deuten eher darauf hin, dass es bereits damals ein Set von Begriffen gab, das von den Rezipienten verstanden wurde. Auch wenn der ein oder andere Terminus – etwa square – nicht eindeutig sein mag, wer möchte behaupten, dass in der heutigen Rede von einem Quartiersplatz trotz aller Theoriebildung eine einheitliche Vorstellung transportiert werden würde und nicht ein „fluider Aggregatzustand“, den Stühlinger für die Zeit um 1860 konstatiert (S. 253).

Während die Vorbereitungen zum Wettbewerb, die einzelnen Planungen und die Vermittlung der Ergebnisse sehr ausführlich behandelt werden, wird die Erzählung ab 1859 ein wenig brüchig. Der Leser erfährt wenig über den organisatorischen und konzeptionellen Weg hin zum sogenannten Grundplan von 1859 und die weitergehende Rezeption der Planungen (anscheinend eher negativ). Gleiches gilt für

den Exkurs zu Stadterweiterungsplanungen außerhalb Österreichs in München, Paris, Berlin, Hamburg und Genf. Diese vergleichende Perspektive ist absolut nachvollziehbar, da die Anschauung vor Ort damals eine der wesentlichen Quellen von Wissen darstellte. Sie gerät aber zu kurz und teilweise zu oberflächlich, um ein tieferes Verständnis für mögliches Transferwissen im Städtebau zu gewinnen. Umso stärker wird deutlich, welche langfristigen Auswirkungen der Wettbewerb auf die gesamtstädtische Planung auf dem Weg in die Moderne hatte. 1858 wurde der Grundstein für Wien als radial-konzentrisch organisierte Stadt gelegt, auch wenn die Pläne – wie fast immer – in ihrer Klarheit die Realität weit übertreffen.

Die vorzügliche Übersicht über die ausgewählten Entwürfe, die sich nicht nur auf die Preisträger beschränkt, hätte an einigen Stellen ohne Informationsverlust etwas gestrafft werden können, vor allem durch eine Zusammenfassung der nachrangigen Projekte. Die entwurfsübergreifende Analyse ist lobenswert, zeigt aber die Schwierigkeit, ein derart umfangreiches Projekt unter einzelnen Schlagworten angemessen zu zerlegen. Hier werden Fragen nach den Entwurfsprinzipien (Plätze und Straßen), nach den Planungszielen (Maßstabssprünge) und nach den Ausdrucksmitteln (räumliches Entwerfen) vermischt. An dieser Stelle wird ein hohes Maß an Komplexität abverlangt. Der breite Überblick über die Arbeiten hinterlässt beim Leser aber den Eindruck, dass zur Erstellung des nachfolgenden Grundplans in langer Linie die offenbar richtige Juryentscheidung getroffen wurde. Die Lage der Ringstraße, die Anschlüsse an die innere Stadt und die Vorstädte, die Verteilung der Grün- und Freiflächen und die Einfügung von Repräsentationsbauten, die wir heute in Wien als Bilderbuch des 19. Jahrhunderts bewundern können, beruhen anscheinend auch auf der Auswahl der richtigen Entwürfe.

Hat sich die jahrelange Arbeit also gelohnt, um Erkenntnisse zum Wettbewerbswesen zu Tage zu fördern, wie der Autor am Schluss hofft? Eindeutig: Ja. Harald Stühlinger hat es

mit Liebe zum Detail und zur Kontextualisierung geschafft, den Wiener Ringstraßenwettbewerb als tatsächlich wirksam „für den wahren Fortschritt der Kunst“ zu verorten; wirksam nicht nur im Sinne der Ergebnisse für Wien, sondern für die Methodenentwicklung im Städtebau allgemein.

Florian Hutterer, Berlin

THOMAS HENGARTNER/ANNA SCHINDLER/
UNIVERSITÄT ZÜRICH (Hrsg.), *Wachstumsschmerzen: Gesellschaftliche Herausforderungen der Stadtentwicklung und ihre Bedeutung für Zürich, Zürich: Seismo Verlag 2014, 336 S., € 29,-.*

Binnenmigration, Zuwanderung und Flüchtlinge, viele Städte und Agglomerationen wandeln sich aktuell und wachsen, das bringt Herausforderungen mit sich bis in die ländlichen Regionen hinein. Urbane Gebiete bieten dabei die größte Chance, durch ihre Erfahrung, Kreativität und Offenheit nötige Lösungen zu finden.

Das Buch *Wachstumsschmerzen* basiert auf einer gleichnamigen Veranstaltungsreihe der Stadtentwicklung Zürich und der Universität Zürich, die an neun Terminen mit über 20 Beitragenden stattfand. Es wurde von Anna Schindler (Direktorin der Stadtentwicklung Zürich) und Thomas Hengartner (Ordinarius an der Universität Zürich) herausgegeben und behandelt die oben genannten gesellschaftlichen Veränderungen am Beispiel der Entwicklung in der Stadt Zürich. Die Herausforderungen sind so vielfältig, dass die Expertinnen und Experten aus ganz unterschiedlichen Disziplinen zu Wort kommen. Sie analysieren u.a. Räume, Medien, Sprachen, Verhalten, Baumaterial und Gesetze und benennen bestehende und entstehende Akteure. Trotz ihrer Heterogenität existieren sowohl Schnittmengen zwischen den Beiträgen als auch ein Bogen über alle Beiträge.

Das Buch kann als eine Art transdisziplinäre Annäherung an die Stadtentwicklung mit ihren disziplinen eigenen Ansätzen gesehen werden, mit dem Ziel, aneinander interessiert und voneinander lernend zusammen zu leben. Die Schnittmengen nutzend werden die Beiträge im Folgenden nicht chronologisch wie im Buch vorgestellt sondern anhand thematischer Berührungspunkte.

Saskia Sassen stellt globale Städte als die aktuellen Grenzgebiete („Frontier Zones“) dar, in denen Regeln der menschlichen Zusammenarbeit neu definiert werden. Diese globalen Städte unterscheiden sich stark voneinander. In vielen von ihnen sind Räume strikt, meist ökonomisch, determiniert. Zürichs Besonderheit sieht sie darin, dass es viele Bereiche gibt, die weniger festgelegt sind, so dass z.B. moderne Häuser neben Altbauten existieren können. Die Wahrnehmung der Bewohner unterscheidet sich durch diese individuelle Heterogenität von Quartier zu Quartier. Das lange Überleben von Städten führt sie auf ihre Komplexität und Unvollständigkeit zurück, teils negativ belegte Eigenschaften, die aber den Vorteil bieten flexibel zu machen. Zürichs Stärke sieht sie in der großen Vernetzung des Wirtschaftssektors mit anderen Bereichen, in anderen Städten dagegen kritisiert sie dessen einseitige räumliche Dominanz. Nicht die Bevölkerungsdichte kürt demnach eine Stadt zur „Global City“, sondern das Zusammenspielen unterschiedlicher Ausprägungen von Dichte. Auch eine Gemeinde mit 5.000 Personen kann ein komplexes und inkomplettes, d.h. lebendiges, System sein, in dem sich ganz eigene Frontier Zones ergeben.

Die Binnenmigration in der Schweiz des 19. Jahrhunderts hat nach Daniel Kübler die Komplexität zwischen Stadt und Land gesteigert und z.B. für die Einführung der Volkszählung gesorgt. Die zukünftige Zuwanderung wird vor allem die Agglomerationen, den Bereich zwischen Stadt und Land, zu Frontier Zones werden lassen, dort, wo sehr unterschiedliche Lebensstile am stärksten aufeinanderprallen werden. Eine zu erwartende Reaktion ist es, dass hier, neben ländlichen Gebieten, konser-



vativer gewählt werden wird. In den nächsten Jahrzehnten ist mit weiteren Frontier Zones zu rechnen. Philippe Thalmann weist darauf hin, dass dies in der Schweiz als „Stadtland“ fast das gesamte Bundesgebiet betrifft. Ein Wachstum auf 10 Millionen Bewohner erscheint machbar, müsste aber gut geplant werden – insbesondere im Hinblick auf die Alterung der Gesellschaft. Weder Markt- noch Planwirtschaft kann laut ihm der Herausforderung optimal begegnen. Das Wachstum und die Bevölkerungsverteilung müssen begleitet werden, und Eigentümer und andere Anspruchsberechtigte müssen gleichsam einbezogen werden, um Benachteiligungen zu vermeiden. Großes Potential in der Förderung von Ausgleich und Partizipation sieht er bei gemeinnützigen Bauträgern.

Die Zuwanderung wird laut Janine Dahinden neue kulturelle Grenzziehungen mit sich bringen. Eine Diskussion über Kultur scheint notwendig, um differenziert Werte, die für ein Zusammenleben notwendig sind, zu definieren und um eine Erschwerung der Integration durch einseitige Ansichten über Differenzen zu vermeiden. Bei der Zuwanderung der kulturell näher stehenden Deutschen spielt die Distanzierung anhand der Sprache eine wichtige Rolle. Sehr interessant ist die wechselhafte Geschichte des Hochdeutschen in der Schweiz und in Zürich. Die Lösung sieht Elvira Glaser im aufeinander zugehen und sich gegenseitig ver-

stehen wollen mit schrittweisen Änderungen. International betrachtet könnte insbesondere in der Stadt Zürich die Standardsprache weniger Bedeutung erhalten und dafür das Englische wichtiger werden.

Für Monika Litscher geht es nicht nur um kulturelle und sprachliche Differenzen und Grenzziehungen, sondern vor allem auch um die Teilhabe im alltäglichen Leben, insbesondere in öffentlichen Räumen. Hier können weitere Interessen aufeinandertreffen. Stadträume bieten eine große Vielfalt an Möglichkeiten, aber gleichzeitig werden sie dadurch auch zu Konflikt- und Kontrollräumen, z.B. eine stärkere Polarisierung zwischen Individuen und Unternehmen. Insbesondere Jugendliche erfahren dabei einen Verlust von Räumen. Wegweisungspraktiken werden als Willkür wahrgenommen. Spannende und riskante Aktivitäten werden nicht mehr durchgeführt. Die Autorin wirft die Frage auf, ob der städtische Raum damit langweilig wird oder ob andere Regularien gefunden werden können, die Kreativität fördern.

Diese normative Dimension und Hierarchisierung von Räumen und sozioökonomischen Differenzierungen haben für Gabriela Koller Einfluss auf urbane Vergnügungen. Diese schaffen Geschichten, die etwas über die Grenzen und Aushandlungsergebnisse der Teilhabe aussagen und den Raum stets neu konstruieren. Die Hierarchisierung drückt sich dabei auch bei der Wahl von Materialien und der Gestaltung von Fassaden aus. Fassaden können Geschichten erzählen und die Fantasie beflügeln. Sie können aber auch zur Unterscheidung zwischen Eliten und anderen Gesellschaftsschichten genutzt werden. Die verwendeten Codes sind dabei nur teilweise fixiert: Aktuell werden Ziegelbauweise und alte Gebäude bevorzugt, wohingegen es früher als Baumaterial der ärmeren Arbeiterschichten gesehen wurde (Monika Wagner, Philip Ursprung und Kornelia Gysel).

Materiellität lässt aktuell urbanen Selbstbau von anderen Bauweisen unterscheiden. Bernd Kniess und Hans Vollmer beschreiben mit einem Beispiel aus Hamburg, dass viele Haus-

halte, die wenig Geld haben, heutzutage viel selbstbestimmter sind. Diese Schichten können sich teilweise untereinander helfen. Das schafft nicht nur neue Ökonomien, sondern auch neue Kreativität. Die entstehenden Lösungsansätze stießen beizeiten an die Grenzen einer Professionalität, die sehr spezielles Bauwissen notwendig machen. Dieses Wissen muss erst entwickelt werden. Die Ergebnisse des Selbstbaus fallen jedenfalls durch ihre Heterogenität auf.

Die materielle und gesellschaftliche Heterogenität der individuellen Niederlassung in Städten ist durch die Binnenmigration gefährdet. Denn diese, von Thomas Hengartner als „zweite Urbanisierung“ bezeichnet, schafft auch kritische Lösungen in Form von exkludierenden gated communities. Jedenfalls muss die zweite Urbanisierung mit Bedacht begleitet werden. Zürichs Innovationspotenzial und Anziehungskraft führt Günther Arber auf die Vielfalt und Offenheit seiner Akteure zurück. Gentrifizierung kann bestenfalls als Qualitätsmerkmal angesehen werden, doch stellt sich die Frage nach der Dauerhaftigkeit. Darüber hinaus bezweifelt der Autor, dass es zum gewünschten Übergang zu einer nachhaltigen Wirtschaftsweise, von Hans Christoph Binswanger als „Ökonomie der Dauerhaftigkeit“ bezeichnet, beitragen wird.

Durch das Zusammenwirken von immer mehr Akteuren auf gleichem Raum, wird sich auch das Selbst- und Fremdbild dieser Frontier Zones verändern. Bestimmte Verhaltensweisen, Gestik und sogar die Art des Gehens helfen beim Verständnis verschiedener Dimensionen in der Praxis. Diese Erscheinungsbilder der Bewohner können nur anhand ihrer bisherigen Entwicklung, also pfadabhängig, gelesen werden, an die zukünftige Änderungen anknüpfen werden. Im Habitus, also Verhaltensweisen die sich überdauern, sieht Rolf Lindner die Essenz einer Stadt.

Solche Besonderheiten haben Ausstrahlungseffekte in andere Medien. Neben Büchern und Geschichten fließen sie z.B. in Filme ein, die auf ihre Art ein Abbild darstellen oder aber auch prägen können, weil sie auf bestimm-

te Dinge aufmerksam machen. Für Margrit Tröhler und Julia Zutavern dokumentieren sie frühere und aktuelle Wachstumsschmerzen und können als Referenzpunkt bei der Analyse zukünftiger Wachstumsschmerzen dienen. Die Konstruktion eines Viertels durch Medien zeigt Judith Laister anhand einer Postkarte auf. Diese von ihr „Imagineering“ genannte Inszenierung muss, um sich im öffentlichen Bewusstsein durchzusetzen, glaubwürdig und anschlussfähig an bereits vorherrschende Vorstellungen sein. Otfried Jarren weist daraufhin, dass die dazu notwendigen Machtkonstellationen sich derzeit wandeln. Die Vielfalt der Bewertungen durch Medien unterscheidet sich immer stärker quantitativ und qualitativ. Neben den traditionellen Medien können anhand von Social-Media-Technologien Gruppen und auch Einzelpersonen mit genügend Followern immer stärker in die Deutung eingreifen.

Diese Deutungsvielfalt und das Wissen der Bewohner können einen großen Wert darstellen, die Georg Franck noch stärker bei städtischen Entscheidungen einfließen lassen will, um Interessen aller Seiten zu berücksichtigen und nicht wie bisher einseitig die der Investoren. Dazu schlägt er, in Anlehnung an die Arbeiten der Nobelpreisträgerin für Wirt-

schaftswissenschaften, Elinor Ostrom, die Entwicklung einer neuen Rechtsform für ‚urban commons‘ / städtebauliche Allmenden vor.

„Wachstumsschmerzen“ wirft eine Reihe wichtiger Fragen auf und gibt Ansätze für Antworten auf die Herausforderungen in Städten, die alle Akteure fordern werden: Neuen Akteuren die Teilhabe zu ermöglichen, neue Regeln des Zusammenlebens zu diskutieren und Verantwortlichkeiten zu definieren. Dabei kann nicht allein im demokratischen Sinne argumentiert werden, sondern durch die Teilhabemöglichkeit der neuen Akteure müssen Kreativität und Inspiration entstehen, um urbane Gebiete lebenswert und attraktiv zu machen.

Wenn die Leserin oder der Leser sich nicht gleich auf ein Thema stürzen möchte, bieten sich für den Anfang das Fazit von Anna Schindler sowie das Schlusspodium an. Insbesondere Letzteres zeigt die Lebendigkeit einer Stadtentwicklung mit Wachstumsschmerzen, die nicht auf die Linderung von Symptomen abzielt, sondern eine Metamorphose mit einem großen Potential und einem teilweise ungewissen Ausgang begleiten möchte.

Mehmet Aksözen, Zürich

EIN SYMBOL DER HOFFNUNG, VON UNS GERETTET.

Mittelalterliche Glocke im
Schloss Wolfersdorf (1548-51).
Mehr über die Geschichte
dieses Denkmals:
www.dieganzegeschichte.de

Eines von vielen tausend
geförderten Denkmalen.



Wir erhalten Einzigartiges.
Mit Ihrer Hilfe.

Spendenkonto

IBAN: DE71 500 400 500 400 500 400
BIC: COBA DE FF XXX, Commerzbank AG

www.denkmalschutz.de



DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ

Wir bauen auf Kultur.

Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



43. Jahrgang
2016

Inhaltsverzeichnis
43. Jahrgang 2016

Herausgegeben von Forum Stadt -
Netzwerk historischer Städte e.V.

in Verbindung mit Harald Bodenschatz,
Tilman Harlander, Johann Jessen,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke,
Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Forum Stadt
Verlag

ISSN 2192-8924



Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V. in
Verbindung mit Harald Bodenschatz, Tilman Harlander, Johann Jessen,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur)

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern,
Ressort Denkmalpflege und Kulturgüterschutz

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Dr. habil. Olaf Schnur, Berlin, vhw Bundesverband
für Wohnen und Stadtentwicklung

Prof. Dr.-Ing. Barbara Schöning, Bauhaus-Universität
Weimar, Fakultät Architektur und Urbanistik

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte

Prof. Dr.-Ing. Christina Simon-Philipp, Hochschule
für Technik Stuttgart, Fakultät Architektur

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt
Postfach 100355
73728 Esslingen

Email: hans.schultheiss@esslingen.de
Website: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte e.V.«

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen
Fax +49 (0) 8581 - 9605-754
E-mail: info@suedost-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FSStV)
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart
E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbe-
dingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Einspei-
cherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren Ver-
vielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeitschrift
veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.
Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen Gren-
zen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmigung in
irgendeiner Form reproduziert oder in eine von Maschi-
nen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen ver-
wendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2016 Forum Stadt e.V., Esslingen
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Vier-
teljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadt-
soziologie, Denkmalpflege und Stadtentwick-
lung« unter dem Obertitel »Die alte Stadt«.

Inhaltsverzeichnis 2016

SCHWERPUNKTHEFTE

DENKMALPFLEGE ALS ZUKUNFTSPINZIP!

Heft 2/2016, hrsg. von *Hans-Rudolf Meier* 131 ff.

PHILOSOPHIE DER STADT

Heft 4/2016, hrsg. von *Jürgen Hasse* 307 ff.

ABHANDLUNGEN

Baumfeld, Leo / Brindlmayer, Gerti / Heintel, Martin

Partizipation in Wien7 295

Blokker, Johanna

Heritage Conservation and Digitality 189

Brichetti, Katharina

Healing City and Architecture.

Die Bedeutung leiblicher Faktoren für das Befinden 37

Diaconu, Mădălina

De caelo urbis. Zur Bedeutung von Klima und Wetter für das Stadtleben 393

Fellmann, Ferdinand

Hauptstadt und Weltstadt.

Gefühlte Räume aus lebensphilosophischer Sicht 361

Glaser, Marcel

Geschichtspolitik als Entlastungsstrategie:

Der Architekt Peter Koller in Wolfsburg 3

Gleixner, Wolfgang

Konstitution der Lebenswelt Großstadt

Eine phänomenologische Reflexion der Reflexionen 377

Göschel, Albrecht

Soziale Vernunft und soziale Form:

Wandel des Sozialen in Architektur und Wohnungsbau 49

Häberlin, Udo W.

Öffentlicher Raum – Sicherheit durch Belebung.

Beitrag der Wiener Stadtforschung zur individuellen Wahrnehmung

von Lebensqualität und Sicherheit 19

Häfner, Markus

- „Aufbau nur über Zerstörung!“ Debatten über den Umgang mit
beschädigter oder zerstörter Bausubstanz nach dem Zweiten Weltkrieg
und die Entscheidungsfaktoren für oder gegen einen Wiederaufbau:
Das Beispiel Hanau 243

Hasse, Jürgen

- Philosophie der Stadt..... 329

Kaltenbrunner, Robert

- Das Normale und das Besondere. Baukultur zwischen
postuliertem Anspruch und prosaischem Alltag 65

Karner, Marie

- Die Transformation der Altstadt von Byblos / Jbeil im Libanon:
Von einer „Ghost Town“ zu einem „Open-Air-Nightscape“ 261

Leyser-Droste, Magdalena / Reicher, Christa / Utku, Yasemin

- Weiterbauen historisch geprägter Stadtstrukturen.
Die Qualität des Einfügens im städtebaulichen Kontext 279

Merk, Elisabeth

- Die Erzählung der Stadt –
Erfahrungsbericht Städtebauliche Denkmalpflege 146

Mönch, Winfried

- »Eine Stadt sticht in See« – Container, Kreuzfahrtschiffe und
der Bedarf nach schwimmenden maritimen Wahrzeichen 85

Nida-Rümelin, Julian

- Philosophie und Stadt 347

Noell, Matthias

- Überholmanöver der Geschichte.
Rem Koolhaas und die Apotheose des ungewollten Erbes 157

Renz, Kerstin

- Die Schule in der Stadt – eine Beziehungsgeschichte
Das Beispiel Staatliches Aufbaugymnasium Schwäbisch Gmünd 227

Sieverts, Thomas

- Das Prinzip Denkmalpflege und seine Erweiterung im Anthropozän 136

Wendland, Ulrike

- Denkmalpflege 2018: Transparenz, Partizipation, Allianzen 207

Will, Thomas

- Das Denkmal als Ressource?
Über Sinn und Zweck der Denkmalpflege 171

AUTORINNEN / AUTOREN..... 110, 217, 316, 408

FORUM

Albrecht, Wilma R.

- Zur Nachkriegsarchitektur der 1950er Jahre.
Das Beispiel des Kurorts Bad Münstereifel 103

Bodenschatz, Harald

- Stadtbaukunst, Wohnraumgestaltung und Raumplanung in der NS-Zeit 306

Mihm, Julius

- Tagungsbericht: Stadt. Schule. Quartier – Bildungsbauten im Umbruch 314

Tank, Hannes

- Bausteine für die Stadtentwicklung in Berlin 416

OTTO-BORST-PREIS

Forum Stadt e.V.

- Auslobung Otto-Borst-Wissenschaftspreis 2017 317

Rainer Bruha

- Otto-Borst-Preis für Stadterneuerung 2016 420

DEBATTENBEITRAG

Saunders, Doug/Rack, Jochen

- Ankunft gestalten 409

BESPRECHUNGEN

BARTETZKY, ARNOLD

- Die gerettete Stadt. Architektur und Stadtentwicklung
in Leipzig seit 1989 (*Dieter - J. Mehlhorn*) 125

BÜNZ, ENNO (Hrsg.)

- Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 1:
Von den Anfängen bis zur Reformation (*Dieter J. Mehlhorn*) 424

ESCHERICH, MARK (Hrsg.)

- Denkmal Ost-Moderne, Bd. 1 und Bd. 2 (*Dieter Martin*) 220

ETTEL, PETER/WERTHER, LUKAS (Hrsg.)

- Zentrale Orte und zentrale Räume
des Frühmittelalters in Süddeutschland (*Immo Eberl*) 427

HASSE, JÜRGEN

- Was Räume mit uns machen – und wir mit ihnen.
Kritische Phänomenologie des Raumes (*Mădălina Diaconu*) 112

HENGARTNER, THOMAS / SCHINDLER, ANNA	
Wachstumsschmerzen: Gesellschaftliche Herausforderungen der Stadtentwicklung und ihre Bedeutung für Zürich (<i>Mehmet Aksözen</i>)	433
JESSEN, JOHANN / PHILIPP, KLAUS JAN (Hrsg.)	
Der Städtebau der Stuttgarter Schule (<i>Christian Holl</i>)	121
KLUGER, MARTIN	
Augsburgs historische Wasserwirtschaft. Der Weg zum UNESCO-Welterbe (<i>Dieter J. Mehlhorn</i>)	424
LAMPUGNANI, VITTORIO MAGNAGO / FREY, KATIA / PEROTTI, ELIANA (Hrsg.)	
Anthologie zum Städtebau, Band II: Das Phänomen Großstadt und die Entstehung der Stadt der Moderne (<i>Clemens Zimmermann</i>)	118
LUCHSINGER, CHRISTOPH / SCHWARZ, MARIO / ZEESE, ANDREAS (Hrsg.)	
Camillo Sitte – Gesamtausgabe, Bd. 6: Entwürfe und städtebauliche Projekte (<i>János Brenner</i>)	115
MÁTÉ, TAMÁSKA	
Donau-Metropolen. Wien – Budapest – Stadträume der Gründerzeit (<i>János Brenner</i>)	123
SÄCHSISCHE AKADEMIE DER KÜNSTE (Hrsg.)	
Labor der Moderne. Nachkriegsarchitektur in Europa (<i>Robert Kaltenbrunner</i>)	222
SCHWARZ, PETER	
Das tausendjährige Leipzig (<i>Dieter J. Mehlhorn</i>)	424
STEETS, SILKE	
Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Eine Architektursoziologie (<i>Walter Siebel</i>)	218
STÜHLINGER, HARALD	
Der Wettbewerb zur Wiener Ringstraße. Entstehung, Projekte, Auswirkungen (<i>Florian Hutterer</i>)	431